

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse  
**Herausgeber:** Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte  
**Band:** 90 (1996)

**Buchbesprechung:** Rezensionen = Comptes rendus

**Autor:** [s.n.]

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Rezensionen – Comptes rendus

*Johannes Duft/Walter Berschin, **Balther von Säckingen**, Sigmaringen, Jan Thorbecke, 1994, 59 S., ill.*

In diesem in Ausstattung wie in Präsentation sehr ansprechenden schmalen Band werden zwei Vorträge wiedergegeben, die in Bad Säckingen gehalten wurden. W. Berschin legte 1986 aus Anlass des 1000. Todesjahres Balters von Säckingen dessen Leben vor. Aufgrund der vorhandenen Quellen stammte er von Säckingen selber und wurde Schüler in St. Gallen. Sein Lehrer war Notker II. Pfefferkorn, dem er auch sein Werk, die *Vita Fridolini*, widmete. Berschin verweist auch auf die von ihm identifizierte Offizendichtung zum Fridolinsfest, ebenfalls aus der Feder Balthers. Im Jahre 970 wird Balther, auch Palzo oder Balderich genannt, Bischof von Speyer (gest. 986); jedenfalls bekräftigt Berschin diese Identifizierung.

J. Duft zeichnete in seinem Festvortrag von 1991 weit ausholend unter kenntnisreichem Bezug des St. Galler Quellenmaterials weniger das Leben Balthers nach – allzuviel ist ja von ihm nicht bekannt – als vielmehr seine Beziehungen zu St. Gallen und im besonderen sein Werk, das *Fridolinasleben*. So erfährt man fast mehr über Fridolin als über seinen Vitenschreiber. Vielleicht hätte man diesen Aspekt im Titel vermerken müssen. Das Umschlagblid zeigt aber den träumenden Fridolin vor seinem Säckinger Münster. Die Forschungsergebnisse der letzten Jahre werden in beiden Beiträgen, sowohl was Balther wie auch was Fridolin betrifft, aufgearbeitet und vorgelegt. So entstand aus dem Zusammenwirken der beiden angesehenen Gelehrten ein erfreuliches Werk.

Mariastein

LUKAS SCHENKER OSB

**Werner Müller-Geib, Das Allgemeine Gebet der sonn- und feiertäglichen Pfarrmesse im deutschen Sprachgebiet. Von der Karolingischen Reform bis zu den Reformversuchen der Aufklärungszeit, Altenberge, Oros, 1992, 504 S.**

Heute sind die Fürbitten nach der Predigt und vor der Gabenbereitung innerhalb der eucharistischen Feier selbstverständlich. Dass dies nicht immer der Fall war, dass vielmehr dieses sogenannte Allgemeine Gebet der sonn- und feiertäglichen Pfarrmesse nur in einzelnen Diözesen gebräuchlich war, jeweils der Zeit und den Bedürfnissen angepasst wurde, das belegt auf eindringliche Weise diese an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Münster entstandene Dissertation. Das Studienobjekt, bislang nur in Ansätzen erforscht, wird sinnvollerweise eingeschränkt: Untersucht sind lediglich Fürbitten bzw. Allgemeine Gebete, insofern sie als Predigtannex in der Messe aufscheinen und – von der Karolingerzeit bis zur Aufklärung – auf deutschsprachigem Gebiet Verwendung fanden. Die Studie zeigt eindrücklich, wie im Laufe des Mittelalters die aktive Beteiligung der Gläubigen zusehends verkümmert und davon auch die Fürbitten mitbetroffen sind. Erst «die Neuordnung des Allgemeinen Gebetes durch Artikel 53 der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, umgesetzt in den Nummern 45–47 der Allgemeinen Einführung in das Römische Messbuch, schafft eine gänzlich neue Situation» (S. 51).

Wieder einmal wird deutlich, wie sehr die karolingische Bildungs- und Liturgiereform unter Karl dem Grossen und seinem Nachfolger die Volkssprache in den Gottesdienst eingebunden hat. Bereits für 802 liegt uns eine althochdeutsche Ansprache, die «Exhortatio ad plebem christianam» vor. Das «Fränkische Gebet» von 821 eröffnet die frühesten deutschsprachigen Fürbittegebete. Selbstverständlich existieren daneben zahlreiche lateinische Versionen, so das priesterliche Fürbitteformular des Leofric Missale (1. H. 10. Jh.) und die Fürbittezeugnisse aus dem Visitationshandbuch des Regino von Prüm (um 906). Otloh von Regensburg (ca. 1010-nach 1070) verfasst als Mönch von St. Emmeram neben einem lateinischen Formular das erste persönliche Gebet in deutscher Sprache. Längere deutsche Fürbitteformulare begegnen in einem bayerischen Homiliar vor 1215 (wo erstmals den Bauern eine eigene Fürbitte gewidmet ist), sodann in einem Homiliar des 12. Jahrhunderts aus einer fränkischen Kartause, in einer Baumgartenberger Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts und in mehreren Fassungen, die erstmals Nikolaus in Olmütz zu einer allgemeinen Beichte, Fürbitte und Verkündigung ausgeweitet hat. Im 15. Jahrhundert werden die Fürbittetexte immer länger und differenzierter. Der Basler Pfarrer Johann Ulrich Surgant nimmt eine deutsche «Exhortatio ad orandum pro omni statu ecclesie» in sein erstmals 1503 gedrucktes «Manuale Curatorum» auf. Müllers «Befund rechtfertigt es, von einer Loslösung des Allgerneinen Gebetes von der Tradition der Grossen Fürbitte zu sprechen. Eine Vorbildfunktion für die volkssprachlichen Fürbitten des Volkes können wir den Orationes sollemnes in der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends nicht mehr zusprechen. Zumin-

dest nach Lage der erhalten gebliebenen Quellentexte müssen wir davon ausgehen, dass die mittel- und spätmittelalterliche Messfeier in manchen Regionen des deutschen Sprachgebietes völlig ohne ein Allgemeines Gebet auskommt» (S. 318). Ein Neubeginn setzt mit dem Allgemeinen Gebet des Jesuiten Petrus Canisius (1521–1597) ein. Ein längeres Kapitel beschäftigt sich mit der Wirkungsgeschichte des Allgemeinen Gebetes in ausgewählten Diözesanritualien des deutschen Sprachgebietes bis zur Aufklärungszeit. Schliesslich geht Müller-Geib den Neufassungen «Allgemeiner Gebete» durch Liturgiker der Aufklärungszeit nach.

«In den Fürbitten schlagen sich die Nöte und Ängste ihrer Autoren, deren Erwartungen und Hoffnungen, deren Willen und Bestreben nieder, und Schweigen legt sich über das, was auch die Zeitgenossen nicht aussprechen möchten.» So typisiert sich das volkssprachliche Allgemeine Gebet selbst als Spiegel seiner Entstehungszeit. Müller-Geib hat sich auf die zu Beginn definierten Texte eingeschränkt. Wie ich in meiner Studie «Das Große Gebet der Eidgenossen» (Bern 1989) nachweisen konnte, sind in diese gemeinschaftliche Andacht Fürbitten aus der sonntäglichen Pfarrmesse eingeflossen. Zu untersuchen wäre in einem nächsten Schritt, ob und wie liturgische Fürbitteformulare auch paraliturgische und private Frömmigkeit beeinflusst haben.

St. Gallen

PETER OCHSENBEIN

*Ulrich Müller/Werner Wunderlich (Hg.), Herrscher, Helden, Heilige, St. Gallen, UVK Fachverlag für Wissenschaft und Studium, 1995 (Mittelalter Mythen, Band 1), S. XIV–785.*

Inspiré par les travaux présentés au cours de ces dernières années à l’International Congress on Medieval Studies de *Kalamazoo*, cet ouvrage collectif de dimensions imposantes tente de répertorier en sept volumes les grands «mythes» qui intéressent la période médiévale. Le mot «mythe», utilisé dans un sens très large, englobe personnages, événements, objets et régions qui, grâce à des récits, ont constitué un modèle de comportement pour l’homme, dans son rapport avec le monde, à une époque donnée. La démarche consiste à illustrer formes et fonctions des «mythes médiévaux», comme aussi leur origine, diffusion, tradition et réception ou encore leur influence, d’après les postulats méthodologiques de la *Mythenforschung*, qui depuis quelques décennies est devenue une discipline très développée aux Etats-Unis (Joseph Campbell, Donald Weinstein, Rudolph M. Bell) et en Europe (Frantisek Graus). Malgré la déclaration des organisateurs de n’offrir ni un manuel, ni une encyclopédie, par dimension et par nécessité, ces sept volumes constitueront sans doute une sorte de «grand dictionnaire» des

mythes médiévaux. Cela est parfaitement visible dès le premier volume, qui présente en trois sections, consacrées aux souverains, héros et saints, une cinquantaine de personnages historiques et légendaires, entre autres Alexandre le Grand, Attila, le roi Arthur, Charlemagne, Barberousse, Ivanhoé, Dietrich von Bern, Volker von Alzey, Marco Polo, Robin Hood, Jeanne d'Arc et, naturellement, Guillaume Tell.

Les saints suivants ont été pris en considération: saint Michel, saint Jacques, sainte Anne, saint Guy, sainte Barbara, saint Martin, saint Georges, saint Nicolas de Myre, sainte Brigitte, saint Gall, sainte Winefride, saint Loup, saint Hugues de Lincoln, saint François d'Assise, sainte Elisabeth de Thuringe et saint Roch. Un élément commun soutient les articles de cette section: la lecture des sources hagiographiques est soumise à un questionnaire riche, qui a parfaitement assimilé les recherches les plus originales de ces dernières années sur le rapport entre mythologie et hagiographie, culture populaire et culture savante, et ainsi de suite. Grâce à la finesse d'analyse et à la documentation (textuelle et bibliographique), cet ouvrage rendra beaucoup de services aussi bien à la recherche qu'à l'enseignement.

Les autres volumes seront consacrés aux thèmes suivants (II) Créatures, bêtes et démons; (III) Magiciens et séducteurs; (IV), Artistes, poètes et savants; (V) Châteaux, paysages et places; (VI) Images, symboles et allégories et (VII) Concepts, coutumes et institutions.

Lausanne

Agostino Paravicini Baglioni

**Die Illuminierten Handschriften des 11. und 12. Jahrhunderts aus dem Benediktinerkloster Allerheiligen in Schaffhausen, bearb. v. Annegret Butz, hrsg. Wolfgang Augustin, Anton Hiersemann, Stuttgart, 1994, illustriert, 203 S.**

Einem glücklichen Zufall ist es zu verdanken, dass gleichzeitig zwei Publikationen erschienen sind, die sich mit den Handschriften der Schaffhauser Stadtbibliothek beschäftigen. Einmal der von Rudolf Gamper, Gabi Knoch-Mund und Marlies Stehli erarbeitete Katalog der mittelalterlichen Handschriften in der Ministerialbibliothek Schaffhausen, der 120 Handschriften zuverlässig und umfassend erschliesst. Parallel dazu der bearbeitete Katalog der illuminierten Handschriften des ehemaligen Benediktinerklosters Allerheiligen in Schaffhausen. Auch in diesem Bestand liegen bedeutende Werke spätromanischer Buchillumination, die in den letzten Jahren verschiedentlich aufgearbeitet und in einen Zusammenhang gestellt wurden (etwa durch Anna Sophia Korteweg und Anton von Euw). Die früh verstorbene Annegret Butz hatte die Aufgabe übernommen und schon weit vorangetrieben, Wolfgang Augustin hat das Werk vollendet. Wie mit dem Katalog

der mittelalterlichen Handschriften der Ministerialbibliothek ist auch mit diesem Band ein Standardwerk entstanden, das wohl sehr lange Zeit seine Bedeutung behalten wird. Augustin hat sich in einer Einleitung bemüht, die Buchmalerei Schaffhausens des 11. und 12. Jahrhunderts in einen kunsthistorischen Rahmen zu stellen, während Annegret Butz die Geschichte des Klosters in diesen Jahrhunderten beleuchtet. Die Pièce de Résistance ist jedoch der Katalog, der zunächst die Handschriften des Allerheiligen Skriptoriums beschreibt und schliesslich den rechtlichen Bestand berücksichtigt. Es sind dies Bände, die aus dem Besitz des Klosters Allerheiligen stammen und aus anderer Provenienz in der Ministerialbibliothek der Schaffhauser Stadtbibliothek liegen. Berücksichtigt sind im ersten Teil auch Allerheiligen-Handschriften in anderen Bibliotheken und Archiven. Ein Exkurs befasst sich im Anhang mit den Kalendaren und Litaneien aus dem Allerheiligenkloster. Der Benutzer ist dankbar für die Konkordanz, Bibliothekssignatur und Katalognummer und die verschiedenen Register und Verzeichnisse am Schluss des Bandes, der schliesslich mit einem weit über 200 Nummern zählenden Abbildungsteil abgeschlossen wird. Nicht mehr berücksichtigt werden konnten leider zur Handschrift 56 der Ministerialbibliothek die Arbeit von Ivo Auf der Maur im Ausstellungskatalog «Das Kloster St. Johann im Thurtal», St. Gallen, 1985, S. 33–42 und der Kommentarband zum Liber Aureus von Pfäfers, Graz, 1993. Es wäre wünschenswert, wenn weitere Skriptorien schweizerischer Klöster in dieser vorbildlichen Weise aufgearbeitet werden könnten. Zwar steht nun ein Kuratorium hinter diesen Bemühungen. Die Arbeit wird fortgesetzt, noch fehlen teilweise die spärlicher gewordenen Mittel, namentlich gilt dies für Skriptorien, die überhaupt noch keinen gedruckten Katalog besitzen. Als Beispiel wäre etwa der Pfäferser Bibliotheksbestand im Stiftsarchiv St. Gallen zu nennen.

St. Gallen

WERNER VOGLER

Agostino Paravicini Baglioni/Véronique Pasche (a cura di), **La parrocchia nel medio evo. Economia, scambi, solidarietà**, Roma, Herder Editrice e Libreria, 1995 (Italia Sacra. Studi e documenti di storia ecclesiastica, 53), 325 p.

Le présent ouvrage, résultat d'une collaboration italo-franco-suisse, s'inscrit dans le programme d'études d'une équipe du C.N.R.S. qui se consacre depuis une dizaine d'années à «l'institution ecclésiale à la fin du Moyen Age». Le thème de la paroisse a été choisi comme lieu d'expérimentation pour mener quelques analyses ponctuelles sur des sources précises, et une rencontre à Lausanne en 1991 a permis de confronter les résultats obtenus, qui viennent d'être publiés dans la collection *Italia Sacra*. Le but de ces travaux était d'associer à une histoire économique de la paroisse, largement

pratiquée, la dimension religieuse, le plus souvent négligée, pour percevoir «l'ensemble des échanges de biens matériels mais aussi de biens symboliques unissant au Moyen Age les paroissiens à leur curé», et d'être attentif «aux formes dans lesquelles ils se déroulaient, à leur insertion plus ou moins grande dans la vie liturgique ou paraliturgique», comme le rappelle en préambule Jacques Chiffolleau. Comment les hommes vivaient-ils leurs échanges avec Dieu et l'au-delà? Quelle place accordaient-ils au clerc dans la création et le maintien de ces échanges? Pour être dynamisée, l'histoire de la paroisse doit être replacée dans une perspective plus religieuse.

Une première section regroupe des contributions relatives à l'économie paroissiale et met en évidence les problèmes des sources. Ainsi, l'enquête de Bernard Delmaire sur les ressources des curés dans les anciens diocèses d'Arras et de Thérouanne évalue la part des revenus qui parvient au desservant et celle que touche la *persona*, patrons ou collateur de la paroisse. L'auteur constate que le curé a rarement le maximum théorique du  $1/9$  de la grosse dîme. Pour évaluer la part des oblations dans les ressources du curé, l'auteur conclut qu'il faut tenir compte de la densité de population des paroisses, car plus une paroisse est peuplée, plus la liturgie et les sacrements rapportent au curé.

Envisageant la paroisse comme lieu d'échanges dynamiques, Jacques Chiffolleau cherche quant à lui à reconnaître les signes des transformations du lien religieux entre le XIII<sup>e</sup> et le XV<sup>e</sup> siècle. Il repère trois moments de l'histoire de ces échanges paroissiaux en Provence: avant 1260 dominent des conflits ayant pour objet le refus du paiement de la dîme et des ablutions, dont les enjeux sont de nature tant politiques qu'ecclésiologiques, dans la mesure où ce refus va être défini comme hérétique. Entre 1260 et 1340, on assiste à une recomposition décisive de l'économie paroissiale, qui tient en grande partie aux transformations du système bénéficiaire et à l'apparition de nouvelles formes de pastorale et de dévotion proposées par les ordres mendiants et les chapitres cathédraux. Après 1340, la crise démographique, économique et politique modifie les échanges habituels, qui paraissent alors osciller entre le fiscal et le symbolique, entre une tendance à la tarification de certaines prestations et une volonté de rester dans le monde du don.

Une deuxième section s'interroge sur les stratégies des paroisses dans les villes. Ainsi, entre chapitre, évêque, ordres mendiants et autres types d'institutions religieuses, quelle est la place des paroisses dans la vie spirituelle d'une ville comme Tivoli? Sandro Carocci évalue l'importance du tissu paroissial en examinant différentes manifestations de la dévotion des fidèles, mettant en évidence le pouvoir d'attraction des différents centres religieux.

Pour Antonio Rigon, les congrégations citadines de clercs, étudiées ici dans le nord de l'Italie, occupent deux fonctions dans la ville: d'une part, elles sont un réseau de solidarité des clercs dans la vie comme dans la mort, jouant sur ce point un rôle similaire à celui des confréries laïques; ces avantages ont comme contrepartie la discipline attendue des clercs et le contrôle exercé sur leur comportement. D'autre part, en ouvrant leur association aux laïcs, les congrégations contrôlent et coordonnent l'activité des paroisses;

elles s'insèrent dans le tissu urbain à travers les charges administratives ou économiques qui leur sont confiées. Interagissant avec les élites dirigeantes, elles bénéficient d'un poids politique non négligeable.

Le registre d'admission des clercs dans le diocèse de Trente à la fin du XV<sup>e</sup> siècle, analysé ici par Daniela Rando, est une source exemplaire pour comprendre l'attitude adoptée face au clerc étranger ou vagabond. Les données recensées permettent d'évaluer la mobilité des clercs en fonction de différentes stratégies de carrières ecclésiastiques. Mais la procédure d'admission d'un clerc est également un mode de contrôle et d'encadrement du personnel religieux. En effet, hors de toute structure, le clerc «errant» risque la marginalisation, car le vagabondage est considéré comme une déviance et une atteinte à l'ordre de l'Eglise. L'initiative du livre d'admission, si elle est un effet de la professionnalisation des offices, renvoie à un processus plus large de réorganisation, de centralisation et de développement de l'administration vers une étatisation de type moderne, où l'écrit joue un rôle déterminant.

Etienne Hubert cherche à savoir selon quelle forme, dans la pratique, se faisait une élection de sépulture ou une fondation de chapelle à Rome au XIV<sup>e</sup> siècle. On constate ainsi que, afin d'éviter la simonie, les testaments dissimulent le plus souvent le prix de la concession sous un don gracieux fait à l'Eglise, en échange et sous condition de l'attribution d'un emplacement pour la sépulture. En outre, l'aliénation de portions d'Eglise, autrement dit de biens ecclésiastiques consacrés, pose également problème; de fait, il n'y a jamais transfert du *dominium*, mais seulement d'un droit minimal de possession.

Une dernière section cherche à mettre en évidence les rapports entre l'économie et la solidarité paroissiale. S'intéressant aux formes d'expression communautaire qui découlent du service anniversaire et des commandes de messes, Martial Staub met en évidence l'étroitesse des liens qui unissent les fondateurs aux prêtres de la paroisse. Mais c'est dans la participation des fondateurs à un investissement de grande ampleur au bénéfice de la paroisse que s'exprime le sentiment communautaire le plus large: ainsi à Nuremberg, une grande partie des fondations d'anniversaire a servi au financement de la construction du chœur gothique de l'église Saint-Laurent entre 1439 et 1477.

Pour Nicole et Jean-Loup Lemaître, la création d'un obituaire est un signe de la puissance et de la stabilité d'une paroisse face à d'autres institutions ecclésiastiques, et l'on peut y déceler les rapports de force existant entre le curé, le clergé et la fabrique. Mais ce livre de prières pour les morts est avant tout le reflet de la vie liturgique paroissiale, qui s'articule autour des grandes fêtes religieuses et de la dévotion aux saints patrons. Enfin, mémoire symbolique des solidarités humaines, il témoigne de la capacité de l'être humain à mobiliser ses amis et parents pour le soutenir ou le protéger.

Enfin, les repas funéraires, étudiés ici par Pierre Dubuis sur la base d'un corpus de testaments émanant de huit paroisses valaisannes entre 1500 et 1533, permettent de saisir la transformation de biens matériels en valeurs

sociales et religieuses. En effet, les distributions de nourriture offertes aux pauvres de la paroisse sont une manière de racheter son âme et de solliciter des prières pour le salut de l'âme du donateur et de ses ancêtres. En outre, ces repas sont une manifestation de solidarité économique et ils permettent de renforcer la cohésion du groupe familial ou social.

Signalons encore les contributions de Bernd-Ulrich Hergemöller, qui établit une typologie des paroisses du nord de l'Allemagne, et celle de Roselyne Le Bourgeois-Viron, sur un «coutumier» d'une paroisse de Beauvais.

En conclusion, André Vauchez souligne à quel point la notion de paroisse recouvre des réalités diverses en fonction des temps et des lieux et ce d'autant plus que chaque catégorie de sources ne donne, souvent sur une seule brève période, qu'un éclairage partiel et partial, au risque de fausser les perspectives et distordre la réalité. Toutefois, il ressort clairement de l'ensemble des contributions que la transformation des échanges paroissiaux au cours du Moyen Age relève en grande partie des mutations du lien religieux et n'est pas le seul produit de facteurs économiques et sociaux. Et comme le souligne Jacques Chiffolleau, toutes ces transformations s'inscrivent dans une double logique du rapport à l'au-delà et aux institutions ecclésiales: l'un, fiscalisé et monétarisé, qui justifie le pouvoir des clercs comme intermédiaires; l'autre, symbolique et rituel, qui tend à rapprocher les hommes de Dieu en valorisant le système du don.

Lausanne

MARTINE OSTORERO

*Helvetia Sacra, sez. IX, vol. I: Gli Umiliati, le comunità degli ospizi della Svizzera italiana, a cura di Antonietta Moretti*, Basilea-Francoforte sul Meno, Helbing & Lichtenhahn, 1992, pp. 281.

Questo nuovo volume di *Helvetia Sacra*, interamente dedicato alla Svizzera italiana (uscito per la verità già da qualche anno, e ci scusiamo con l'autrice e con i lettori per non averlo potuto segnalare più tempestivamente), costituisce, come del resto gli altri che lo hanno preceduto, un importante contributo per la conoscenza del passato religioso ed ecclesiastico delle nostre regioni.

Grazie alle pazienti indagini di Antonietta Moretti, il libro qui presentato consente di meglio comprendere la presenza degli Umiliati anche nelle regioni alpine. Un ordine, questo, la cui diffusione, a partire dal XIII secolo, era già abbastanza nota per l'Italia centro-settentrionale, ma non, invece, in modo altrettanto sicuro per le zone alpine e in particolare per le pievi comasche e milanesi che all'inizio del Cinquecento sarebbero poi passate sotto la dominazione svizzera. Per quanto riguarda i territori ticinesi, le precedenti ricerche avevano infatti già riconosciuto agli Umiliati un ruolo considerevo-

le nella storia religiosa del Duecento, per merito soprattutto della loro capillare presenza nei borghi del Sottoceneri o sulle sponde del Verbano. Meno studiata o comunque meno assodata era stata invece l'esistenza delle piccole, ma numerose fondazioni, perlopiù a carattere ospitaliero, presenti lungo le principali vie di comunicazione alpina.

Antonietta Moretti ha pertanto dovuto compiere – per ripercorrere tutte queste vicende e per riesaminare in particolare, collocandolo nel suo contesto storico, la presenza degli Umiliati nella Svizzera italiana – un'attenta e minuziosa indagine bibliografica e, soprattutto, archivistica. Ricerche, queste, che le hanno tuttavia permesso da un lato di riesaminare con maggiore attenzione gli istituti la cui presenza, nelle pievi comasche, era già accertata. Dall'altro lato, esse l'hanno portata, in assenza di attestazioni sicure, a sollevare più di un dubbio sull'esistenza di legami diretti tra gli Umiliati e le fondazioni ospitaliere delle valli dell'alto Ticino. Ad ogni modo, al termine di questo accurato studio, la presenza dell'Ordine risulta confermata ed essa appare d'altronde ben radicata a Mendrisio, a Lugano e nel Locarnese, mentre, un po' sorprendentemente, non risulta nel borgo di Bellinzona.

Anche di questo volume di *Helvetia Sacra* vanno infine segnalati l'ampia e interessante *Introduzione* (con cui Antonietta Moretti ricostruisce in modo puntuale le vicende generali e degli Umiliati e degli ospizi), le particolareggiate descrizioni dedicate a ogni singola fondazione, nonché il ricco apparato critico quello posto al termine del libro.

Bellinzona

FABRIZIO PANZERA

*Andreas Wilts, Beginen im Bodenseeraum, Sigmaringen, Thorbecke, 1994 (= Bodensee-Bibliothek, Bd. 37), 508 S.*

Es gibt eine ganze Reihe von lokalen und regionalen Fallstudien zum mittelalterlichen Beginenwesen, aber keine hatte bisher den Anspruch erhoben, ausgehend von den Gegebenheiten der Region zu grundlegend neuen Einsichten über diese Lebensform zu gelangen. Nichts weniger intendiert die vorliegende Konstanzer Dissertation aus der Schule von Arno Borst, die schon rein umfangmäßig innerhalb der deutschsprachigen Beginenforschung neue Maßstäbe zu setzen versucht. Die Materialfülle ist zunächst beeindruckend. Im zweiten Teil des Buches werden auf 170 Seiten insgesamt 117 Gemeinschaften handbuchartig in alphabetischer Reihenfolge aufgelistet und beschrieben. Diese Einzelartikel decken sich zum Teil mit den Bearbeitungen des Verfassers für die *Helvetia Sacra*. Aus Platzgründen wurde leider in diesen Fällen auf den Nachweis der Belegstellen verzichtet, so dass der Benutzer ausgerechnet bei den Konstanzer Beginengemeinschaften gezwungen ist, den inzwischen ebenfalls erschienenen Band der *Helvetia*

*Sacra* über die Beginen und Begarden in der Schweiz zu Rate zu ziehen. Im Unterschied zur *Helvetia Sacra* verfolgt Wilts die Geschichte der Sammlungen in seinem Buch nur bis zur Reformation bzw. bis zum Konzil von Trient. Aus diesem Grund bleibt der interessante Transformationsprozess des mittelalterlichen Beginenwesens in der frühen Neuzeit, den etwa Fritz Glauser in einer Studie zu St. Anna im Bruch in Luzern so aufschlussreich analysiert hat, gänzlich ausgespart.

Die Einzelbeschreibungen dienen Wilts als Grundlage für die historische Analyse im ersten Teil sowie für die im Anhang beigegebenen Karten und Grafiken zur Entwicklung des Beginenwesens im Bodenseeraum. Die Auswertung einer derartigen Materialfülle ist nicht einfach; hier wird sie zusätzlich erschwert durch das Erkenntnisziel des Autors, mittels einer regionalgeschichtlichen Betrachtungsweise zugleich einen neuen, adäquateren Zugang zur Beginenbewegung überhaupt bieten zu wollen. Die Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens beginnen schon bei der Definition des Raumes. Wenn sich Wilts mangels geeigneter anderer Kriterien für ein überregionales Strukturprinzip wie die Terminbezirke der Bettelorden entscheidet, um sein Untersuchungsgebiet abzustecken, wie verhält es sich dann mit der viel beschworenen historischen «Prägekraft» des Raumes? Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich auch daraus, dass der Autor zwar mit Kritik an der bisherigen Beginenforschung nicht spart, selber aber keine Klärung des Beginenbegriffs vornimmt, sondern seinen regionalen Erklärungsansatz letztlich nur mit einigen bekannten Prämissen der älteren Forschung kombiniert. So tritt er die Meinung, dass das Beginenwesen «im Stil der sozialen Emanzipationsthese als ein zugleich religiöses und gesellschaftliches Phänomen interpretiert» und «in seiner Entstehung und Entwicklung vor dem Hintergrund der sozialen, wirtschaftlichen, politischen und religiösen Gegebenheiten der Bodenseeregion gesehen» (S. 23) werden müsse. D. h. er übernimmt von der feministischen Forschung den emanzipatorischen Ansatz, «dass Frauen, die Beginen wurden, sich gesellschaftlichen Rollen und Funktionalisierungen entzogen» (S. 21), interpretiert dies aber im Sinne Herbert Grundmanns als religiös motivierte Frauenbewegung und verknüpft beide Erklärungsmodelle mit der Forderung nach einer stärkeren Berücksichtigung der jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen.

Mit dieser Option ist der weitere Gang der Untersuchung bereits festgelegt. Ein zentrales Anliegen des Autors ist offenbar die Widerlegung der erstmals von J. Greven und erneut von Brigitte Degler-Spengler vertretenen Auffassung, dass sich das Beginentum als unmittelbare Folge der ständischen Abschliessung der Frauenklöster heraus entwickelt hat. Um den Nachweis zu erbringen, dass die Beginen keine verhinderten Nonnen waren, beschäftigt sich der Autor zur Hauptsache mit dem Problem der Verklösterlichung der frühen unregulierten Schwesterngemeinschaften in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Der Leser begegnet also erst auf S. 171 einer «echten» Beginensammlung! Anhand von zwei Fallstudien zu St. Katharinental und Baindt entwickelt Wilts seine Gegenthese, derzufolge die betreffenden Frauen in Wirklichkeit gar keine Verklösterlichung angestrebt, son-

dern ihr beginales Leben nur unter veränderten Vorzeichen weitergeführt hätten, wobei das Charakteristikum von Katharinental, entsprechend der Zielsetzung des Dominikanerordens, die zur Mystik führende Verbindung von beginaler Armutsforderung mit kontemplativem Leben gewesen sei, während Baindt ein zisterziensisch geprägtes Beginenleben verwirklicht habe, das «zwar aufgrund der Quellenlage im Dunkeln» bleibt (S. 65). Es ist hier nicht möglich, auf die komplexe Frage der Stiftung von Frauenklöstern im 13. Jahrhundert einzugehen. Entschieden zu kurz greift, wer sich auf der Grundlage des älteren Paradigmas der «religiösen Armutbewegung» damit begnügt, die in Redaktionen aus der Zeit der Observanz vorliegenden Schwesternbücher für diese Frage auszuwerten. Diese Diskussion kann heute nicht mehr geführt werden ohne genaue Kenntnis der Adelsgeschichte und der Territorialisierungsvorgänge Südwestdeutschlands sowie der Besitz- und Sozialgeschichte der betreffenden Klöster. Die von Wilts aus der Sekundärliteratur bereitgestellten Data bieten jedenfalls keine ausreichende Basis für eine Neubeurteilung des weiblichen Klosterwesens im Bodenseeraum. Fraglich ist m.E. auch, ob man diese frühen Schwesterngemeinschaften überhaupt schon dem Beginenwesen zurechnen darf. In den Quellen werden sie nicht als Beginen, sondern als Schwestern oder Konversen bezeichnet. Anhand von mehreren Beispielen aus dem Untersuchungsgebiet (Altdorf, Altheim, Sammlung im Fronhof in Schaffhausen, Schwestern auf dem Brühl in St. Gallen) kann überdies gezeigt werden, dass die «Konversenthese» Degler-Spenglers nach wie vor ihre Berechtigung hat. Es scheint mir aus diesem Grund sinnvoller, diese Protophase des Beginentums gesondert unter dem Gesichtspunkt des Strukturwandels im Klosterwesen des 13. Jahrhunderts zu untersuchen und den eigentlichen Beginn des Beginentums in der Region dort anzusetzen, wo die ersten städtischen Gemeinschaften unter Leitung der Bettelorden nachgewiesen werden können. Im Bodenseeraum kann dieser Nachweis erst nach 1250 erbracht werden, die vom Autor vorgeschlagene Frühdatierung der unter franziskanischer Leitung stehenden Sammlungen in Lindau und Konstanz beruht auf reiner Mutmassung. Ungeachtet der schmalen Quellenbasis von höchsten 14 unregulierten Sammlungen spricht Wilts von einer «Flutwelle» religiös bewegter Frauen, die sich mit der Entstehung des Beginentums «dammbruchartig» in den Bodenseeraum ergossen hätte. Begründet wird diese «Dammbruchthese» mit den verschlechterten Möglichkeiten einer religiösen Lebensführung für Frauen seit dem Ende des 11. Jahrhunderts. Durch diese Situation hätte sich um 1200 ein «Rückstau» gebildet, der der Bewegung Frauen aus allen Schichten zugeführt hätte, für die das Beginentum erstmals eine grosse Vielfalt von Lebensmöglichkeiten eröffnet habe. Die eigentliche Ursache der Entstehung des Beginenwesens sieht Wilts einerseits im neuen Christusbild der apostolischen Armutsbewegung, genauer im Wunsch der Frauen, Christus «abseits von den erstarren Formen der weiblichen Religiosität nachzufolgen» (S. 204), andererseits im Aufschwung des Städteswesens um 1200, das den Frauen ausgedehnte Freiräume ermöglicht habe. Im Dreischritt von Rückstau- und Dammbruchthese, produktiver Anpassung an die Umweltbedin-

gungen im Bodenseeraum und institutioneller Erstarrung erklärt er sodann die zur Aufspaltung in Zisterzienser- und Dominikanerklöster führende Entwicklung des Beginenwesens bis 1250.

Die gleiche Argumentationskette wiederholt sich auch bei den folgenden Zeitabschnitten. An zwei Konstanzer Schwesterngemeinschaften will der Autor darlegen, wie im Verlauf der städtischen Phase des Beginentums von 1250–1320 eine spontane, relativ amorphe Bewegung durch produktive Anpassung an ihre Umwelt aufgespalten wird in einen dominikanisch beherrschten Zweig mit Augustinerregel und kontemplativer Ausrichtung und einen franziskanischen Zweig, der allein den beginischen Idealen der Armut und tätigen Caritas nachlebt. Diese Typologie erscheint insofern problematisch, als Wilts die einzellebenden Beginen, die sich häufig in der Nähe der Dominikaner niedergelassen hatten, völlig ausser acht lässt und ausserdem die Schwestern auf der Mauer (das Kloster Zoffingen) mit der Annahme der Augustinerregel kirchenrechtlich gerade nicht mehr dem Beginenwesen zuzurechnen sind, selbst wenn sich der Klosteralltag wenig vom Alltag einer Beginensammlung unterschieden haben mochte. Ganz gewiss war das dominikanische Beginenmodell nicht kontemplativ geprägt, sondern vom Postulat einer *vita mixta*, bei dem Gebet und Erwerbsarbeit zusammenfinden sollten.

Die letzten 50 Seiten über das Beginenwesen im 14. und 15. Jahrhundert sind deutlich differenzierter ausgefallen als die beiden vorangegangenen Teile. Der Autor hat sich hier auch mit der neueren italienischen Literatur zum Busswesen befasst. Er kennt den neuesten Stand der Diskussion um die franziskanische Drittordensregel und liefert einige interessante Details über deren Handhabung nach den Dekreten von Vienne. Seinem Bild der allgemeinen Entwicklungstendenzen wäre wenig entgegenzusetzen, wenn das Ganze nicht erneut in das bekannte Deutungsschema von Aufbruch, gesellschaftlicher Anpassung und institutioneller Aufspaltung in einen beginisch geprägten städtischen Zweig und einen kontemplativ geprägten ländlichen Zweig gepresst würde. So erübrigen sich weiterführende Fragestellungen nach den Ursachen der Erneuerung des Inklusentums im Spätmittelalter, nach der Funktion der Beginen in der städtischen Gesellschaft, nach den Gründen für die Förderung der Drittordensregel durch die franziskanische Observanz. Auch werden viele interessante Aspekte nur in den Anmerkungen gestreift oder in einem Nebensatz erwähnt. Gern hätte man mehr in Erfahrung gebracht über Bücherbesitz und Gebetspraxis in den spätmittelalterlichen Klausen, über die Stiftungstätigkeit der ländlichen Oberschicht, über den Zusammenhang von Pfarrkirche und Inklusentum und nicht zuletzt auch über die Bedeutung der Leinenindustrie im Bodenseeraum. Erst ganz zum Schluss wird das ländliche Beginenwesen in Bezug gesetzt zur Intensivierung der Stadt-Land-Beziehungen im 14./15. Jahrhundert und zur religiösen und politischen Emanzipation der bäuerlichen Bevölkerung. Erst jetzt taucht auch die Frage auf, warum eine Bischofsstadt wie Konstanz relativ wenig Entfaltungsmöglichkeiten für das Beginenwesen bot. Auf all das hätte man aber eine Antwort erwartet, wenn der Autor seinem regionalgeschichtlichen

Ansatz wirklich treu geblieben wäre. Stattdessen erfährt man viel über die Theoriebildung des Autors, aber wenig Erhellendes über die Entstehung des Beginentums und die Besonderheiten des Bodenseeraumes.

Pfaffhausen/Zürich

MARTINA WEHRLI-JOHNS

**Ludwig Schmugge, Kirche – Kinder – Karrieren. Päpstliche Dispense von der unehelichen Geburt im Spätmittelalter, Artemis & Winkler, 1995, Zürich, 511 S.**

Die Entwicklung des kirchlichen Eherechts mit seinem unerschütterlichen Gebot der Einehe einerseits und die seit dem 12. Jahrhundert fixierte kanonische Forderung der Ehelosigkeit für den höheren Klerus andererseits hatte dazugeführt, dass eine grössere Anzahl von «ausserehelichen» Kindern geboren wurden. Diesen Illegitimen waren geistliche Lebensformen (abgesehen von der monastischen) versperrt, da eheliche Geburt als Voraussetzung für den Empfang kirchlicher Weihen vorgeschrieben war.

Diesem Makel konnte jedoch abgeholfen werden. Für den Eintritt in den geistlichen Stand gab es das Mittel der Dispensation. Sie ermöglichte es, illegitimen Kindern einen Platz in den Reihen des Klerus zu sichern, z.B. seinem Sohne zu Pfründe und Altar zu verhelfen oder seiner Tochter ein leitendes Amt im Kloster zu verschaffen. Für die niedern Weihen und für ein Benefizium ohne Seelsorgeverpflichtung konnte jeder Bischof befreien. Als Zugang zu den höhern Weihen und zu Kuratbenefizien war etwa seit dem Jahre 1300 eine päpstliche Dispens unabdingbare Voraussetzung. Da gleichzeitig immer mehr Pfründen durch Rom (und später durch Avignon) vergeben wurden, lag es auf der Hand, dass nur noch die vom Papste oder in seinem Namen erteilten Dispensen zählten.

So entwickelte sich im spätmittelalterlichen Rom die Pönitentiarie zum eigentlichen Mittelpunkt des «päpstlichen Gnadenbrunnens». Dieses kuriale Amt besass einen hohen Grad von Schriftlichkeit. Ein grosser Teil der an die Pönitentiarie gerichteten Bitschriften hat sich erhalten. Dem Forscher stehen dadurch ganz neue, erst seit wenigen Jahren zugängliche Quellen zur Verfügung. Der Historiker Emil Göller hatte zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein gewichtiges Werk über die päpstliche Pönitentiarie geschrieben, ohne Originaldokumente oder Register dieser Behörde zu finden. 1913 gelang es ihm, dank eines Zufalls, Kenntnisse von diesem bis anhin unbekannten Archiv im Vatikan zu erhalten. Diese Schätze werden erst seit den achtziger Jahren unseres Jahrhunderts durch die Forschung ausgewertet. Das Deutsche Historische Institut in Rom, Herausgeberin des *Repertorium Germanicum*, eines unentbehrlichen Forschungsinstruments für die Kirchen- und Sozialgeschichte des 15. Jahrhunderts, hat begonnen, ein paralleles Unter-

nehmen für die Pönitentiarie-Register herauszugeben. Es ist zur Zeit im Druck (Repertorium Poenitentiariae Germanicum IV, hrsg. von Ludwig Schmugge/P. Hersperger/B. Wiggenhauser, Tübingen 1995).

Ludwig Schmugge, seit 1979 Ordinarius für Geschichte des Mittelalters an der Universität Zürich und Mitherausgeber dieses neuen Unternehmens, veröffentlicht eine Zusammenfassung seiner Forschungen zu diesem Thema. Die Kirche als grösster Arbeitgeber des Spätmittelalters bot den Illegitimen die Möglichkeit, durch den Eintritt in den Klerus ihren Status sozialer Benachteiligung zu verbessern. 37 916 bei der Pönitentiarie registrierte päpstliche Dispense für die Befreiung vom Geburtsmakel konnten für die Jahre 1449 bis 1533 nachgewiesen werden. Unter den Bittstellern, die sich nach Rom wandten, finden sich Findelkinder ebenso wie Bürgerstöchter oder adelige Bastarde. Den Hauptharst bilden jedoch Kinder, die unter Verletzung des Zölibats gezeugt worden waren. Die Kirche konnte durch Dispense den Illegitimen bessere Chancen zur Integration in die Gesellschaft bieten. Das Buch bietet unerwartete Einsichten in ein wenig bekanntes Kapitel spätmittelalterlicher Kirchen- und Sozialgeschichte.

Meggen/Luzern

ALOIS STEINER

**Kaspar Elm (Hg.), Erwerbspolitik und Wirtschaftsweise mittelalterlicher Orden und Klöster**, Berlin, Duncker & Humblot, 1992 (= Berliner historische Studien 17 – Ordensstudien VII), 279 S.

Dieser Sammelband umfasst die beim gleichnamigen Kolloquium im Spandauer Johannesstift vom 31. Oktober bis zum 2. November 1983 gehaltenen zwölf Referate. Die wissenschaftliche Veranstaltung war eine Initiative zweier Professoren der Freien Universität Berlin, Kaspar Elm und Wolfgang Ribbe, die 1972/1973 zusammen mit Kollegen des Friedrich-Meinecke-Instituts ein Forschungsprojekt «Zisterzienser-Studien» in die Wege leiteten, das jedoch einige Jahre später ausgeweitet wurde auf «Ordensstudien» (vergleichende Ordensforschung). Die vorliegende Publikation erschien als Band 7 der von diesem Forschungsteam herausgegebenen Reihe «Ordensstudien». Einer der von der Projektgruppe seit dem Anfang gesetzten Schwerpunkte war die Erforschung der Wirtschafts- und Sozialgeschichte des mittelalterlichen Ordenswesens, zunächst der Zisterzienser, was im Fachbereich der Mediävistik wohl als ein Novum angesehen werden kann.

Eben dieser Thematik ist denn auch dieser Kongressband gewidmet. Am Beispiel ganz unterschiedlicher Orden wie Kanoniker, Prämonstratenser, Zisterzienser (zwei Beiträge), Johanniter, Templer, Deutscher Orden, Antoniter, Franziskaner, Birgittinnen und der Schwestern vom gemeinsamen Leben werden die Erwerbspolitik und Wirtschaftsweise mittelalterlicher

Ordensgemeinschaften (und Hospitäler) anhand von ausgiebigem Quellenmaterial untersucht und dargelegt. Diese interessante Auffächerung wird noch erweitert durch den zeitlichen Rahmen (12.–16. Jahrhundert) und den von den Autoren berücksichtigten geographischen Raum, der vorwiegend folgende Länder einschliesst: Schweiz, Frankreich, Friesland, Deutschland und Spanien

Die Schweiz ist gleich mit dem ersten Beitrag von Prof. Guy P. Marchal (Luzern) vertreten: «*Gibt es eine kollegiatsstiftische Wirtschaftsform? St. Peter in Basel, St. Vinzenz in Bern und St. Leodegar in Luzern im Vergleich*» (9–29). Wie der Verfasser eingangs feststellt, wurden bislang, ausser dem Vinzenzstift in Bern, die schweizerischen Kollegiatsstifte unter modernen wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellungen nicht behandelt. G. Marchal gibt demnach mit dieser Studie einen ersten Einblick in die wirtschaftliche Organisation sowie in die Besitzverhältnisse der Stifte St. Peter in Basel (eines seiner Spezialgebiete) [12–15] und St. Leodegar in Luzern (19–28), während er sich für St. Vinzenz in Bern (15–19) auf die Dissertation von Frau Dr. Kathrin Utz-Tremp berufen kann. Aufschlussreich sind zwei geographische Karten: das Schaffnereisystem von St. Vinzenz in Bern (17) und Verkäufe und Neuanlagen von St. Leodegar in Luzern (26). Die im Titel formulierte Frage verneint der Autor unter anderem mit der Begründung: «Einziges Ziel der kollegiatsstiftischen Wirtschaft ist es, die Erfüllung der gottesdienstlichen Aufgabe mit den geläufigen verwaltungstechnischen Methoden nach den allgemeinen Prinzipien der Wirtschaftlichkeit unter den jeweils gegebenen Bedingungen zu gewährleisten» (10).

Die Schweiz, genauer Basel und Zürich, kommt auch mehrmals zur Sprache im Artikel von Dr. Beranard Neidiger (Stuttgart) über «Armutsbegriff und Wirtschaftsverhalten der Franziskaner im 15. Jahrhundert» (207–229), ein Thema, das er in einer Veröffentlichung von 1981 über die Bettelorden in Basel schon eingehend behandelt hatte.

Nutzen und Wert dieses Buches (mit gutem Register!) liegen vor allem in der Einzigartigkeit der Themenstellung und im Paradigma der an Fallbeispielen angewandten Methode begründet. Allerdings erbrachte das Kolloquium von 1983 auch die Einsicht, «dass vergleichende Untersuchungen dieser Art sich nicht auf das Ordenswesen beschränken können, sondern auch profane Institutionen und Haushalte in ihre Überlegungen einzubeziehen haben, wenn sie die Position der geistlichen Orden in den ökonomischen Strukturen und Prozessen des Mittelalters genauer als bisher erfassen wollen» (7–8). Schliesslich ist aber auch noch ganz allgemein anzumerken, dass verständlicherweise Historiker, die selber einem Orden angehören, aber bei solchen Kongressen über die Wirtschafts- und Sozialgeschichte mittelalterlicher Orden und Klöster leider kaum mitwirken (der 1993 verstorbene Dom Jean Leclercq OSB war eher eine Ausnahme), als Insider da und dort eine ergänzende oder gar korrigierende Optik einzubringen hätten.

*Ruedi Imbach/Ernst Tremp (Hg.), Zur geistigen Welt der Franziskaner im 14. und 15. Jahrhundert. Die Bibliothek des Franziskanerklosters in Freiburg/Schweiz.* Akten der Tagung des Mediävistischen Instituts der Universität Freiburg vom 15. Oktober 1993, Freiburg, Universitätsverlag, 1995, 139 S. mit 13 Tafeln.

Das Freiburger Mediävistische Institut nahm den 60. Geburtstag seines Mitbegründers, Prof. Dr. Pascal Ladner (des langjährigen Redaktors dieser Zeitschrift), zum Anlass einer wissenschaftlichen Tagung. Was lag näher, als den einzigartigen mittelalterlichen Bestand der Bibliothek des dortigen Cordeliers-Klosters zum Thema zu nehmen, nicht zuletzt auch deswegen, weil sich der Jubilar als Ordinarius für Historische Hilfswissenschaften schon früh für diese Bücherei interessierte. Er selber zeichnet denn auch im ersten Beitrag die Bedeutung dieser Bibliothek nach, die rund neunzig Handschriften aus der Zeit vor 1510, dazu noch Inkunabeln und Frühdrucke, umfasst, welche heute noch vorhanden sind. Etwas mehr als die Hälfte stammt von zwei Konventualen: Friedrich von Amberg und Jean Joly. R. Imbach sprach von der philosophiegeschichtlichen Bedeutung der Ambergschen Büchersammlung. C. Pfaff weist nach, dass sich der Armutsstreit der Münchener Minoriten als Ratgeber Ludwigs des Bayern auch in einem der Freiburger Codices niedergeschlagen hat. J. Leisibach behandelt die liturgischen Handschriften und kommt zum Resultat, dass sich hier älteste Zeugen der Franziskanerliturgie erhalten haben. Der Franziskaner O. Raymann, der heutige Hüter dieser Kostbarkeiten, der sich deswegen zum fachmännischen Buchrestaurator ausbilden liess, beschreibt die Restaurierung einer wichtigen Handschrift. K. Utz Tremp, die sich schon länger mit den Waldensern beschäftigt, widmet ihren Beitrag dem Wanderprediger Vinzenz Ferrer und den Freiburger Waldensern, wozu sie einen Codex dieser Bibliothek heranziehen kann. E. Tremp geht den Exempelsammlungen nach, die sich in mehreren Codices finden, und exzerpiert Beispiele aus den erhaltenen Fastenpredigten Vinzenz Ferrers, die er im März 1404 in Freiburg gehalten hat. Ein Handschriften-, Orts- und Personenregister beschliessen den Band. Der vielseitige Ertrag dieser Tagung zeigt, dass in der Freiburger Franziskanerbibliothek noch einige Schätze liegen, die die Forschung in den kommenden Jahren beschäftigen sollte. Das Freiburger Mediävistischen Institut wäre dazu sicherlich die geeignetste Forschungsstätte.

Mariastein

LUKAS SCHENKER OSB

***Louis Carlen, Sinnenfälliges Recht. Aufsätze zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde*, Hildesheim, Weidman, 1995, 504 S.**

In der Weidmannschen Verlagsbuchhandlung in Hildesheim erschien 1994 ein Sammelband mit Louis Carlens Studien zur schweizerischen Rechtsgeschichte, 1995 nun gibt derselbe Verlag dessen Aufsätze zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde unter dem Titel «Sinnenfälliges Recht» heraus. Louis Carlen in seiner Rechtsgeschichte der Schweiz (3. Aufl. 1988) über das «Sinnfällige Recht»: «Das alte Recht war sinnfällig und plastisch. Als geistiges Ordnungsgefüge rief es nach symbolischer Verdeutlichung und sinnbildlicher Verklärung. So drang es in das Leben des Volkes ein, das es anderseits selber verstand, sein Denken und Fühlen dem Recht einzuprägen» (S. 77). Und im Vorwort zu unserem Band schreibt L. Carlen sozusagen als Motto zu diesem Sammelband: «Vielleicht ist es gut, einem abstrakten Recht und einem Recht, das sich stark vom «Volk» entfernt hat, wieder das sinnenfällige Recht in Erinnerung zu rufen». In der Tat kommt Louis Carlen das grosse Verdienst zu, wieder auf das «sinnliche Recht» (Jacob Grimm) hingewiesen zu haben. So hat der inzwischen emeritierte Professor der Universität Freiburg im Üechtland und Direktor des Instituts für Kirchenrecht und Rechtsgeschichte der Universität durch seine Gründung der Internationalen Gesellschaft für Rechtsarchäologie und Rechtliche Volkskunde in Salzburg (mit eigener Forschungsreihe) diesen Zweig der Rechtsgeschichte wieder – in Weiterführung der Arbeiten von Amiras und von Schwerins – zu einem integralen Bestandteil der Rechtsgeschichte gemacht – dank seiner hervorragenden fachlichen Kompetenz, die nun in einem weiteren Sammelband zu bewundern ist. Der Rechtswissenschafter kommt in diesem Band auch mit Aufsätzen zur «kirchlichen» Rechtsgeschichte zu Wort. Schon früh hat der Walliser Autor hier in der Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte wichtige Studien zur Walliser Kirchengeschichte publiziert: zur Organisation und Verwaltung der Diözese Sitten im Mittelalter sowie zu den Beziehungen von Wallfahrt und Recht. 1987 ist dann in den «Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat» (Bd. 23) eines seiner Hauptwerke erschienen, das «Wallfahrt und Recht im Abendland» als wichtigen Beitrag europäischer Kirchen- und Rechtsgeschichte eindrücklich behandelt. Auch im neuesten Sammelband finden wir wieder thematische Weiterführungen kirchlicher Themen. Ihnen wollen wir uns in dieser Besprechung besonders zuwenden, ohne die «weltlichen» Beiträge etwa hintanzustellen. Ich möchte zumindest die Themen kurz anspielen: Das sinnenfällige Recht wird in grundsätzlichen Aufsätzen behandelt: «Rechtsarchäologie» in Europa, in der Schweiz und Innerschweiz, weiter in Beiträgen über Stäbe und Stabträger in der Schweiz sowie im besonderen in Bern und Graubünden, über die Insignien der Walliser Landeshauptmänner und die Rechtssteine im Wallis, über das Recht auf Holz, über Tür und Tor im Recht, über das Recht in der Kunst, es finden sich darin Aufsätze über die Rechtliche Volkskunde, so etwa über Verlobung und Hochzeit im Wallis und über das Tesselrecht in Saas, über das «Recht der

Hirten», ein Titel, der durch Louis Carlens gleichnamiges Buch von 1970 zu einem Standardwerk und zu einem vielzitierten «Bestseller» geworden ist.

Wenden wir uns nun den «kirchengeschichtlichen» Themen von Louis Carlen zu: seinen Studien zu Wallfahrt und Recht, seinen wegweisenden Beiträgen über Rechtliches im religiösen Volksglauben und über «Zeremoniell und Insignien des Papstes» (auch hier in thematischer Weiterführung seines Buches über «Zeremoniell und Symbolik der Papste im 15. Jahrhundert» (Freiburger Veröffentlichungen Bd. 39).

Der Sammelband mit den Abhandlungen zur Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde wird eröffnet mit dem Beitrag zur Festschrift von Kardinal Alphons M. Strickler über die Krönungskirchen: Carlen zeigt darin – anhand eines breiten wissenschaftlichen Materials – wie vom Frankenreich aus die Krönung als staatssymbolischer Akt des Herrschaftsritus ihren Siegzug durch Europa antrat. Einem Beitrag über Hinweise auf byzantinische und römische Einflüsse im päpstlichen Zeremoniell folgt ein bisher unveröffentlichter über die «cappa rubea», den Purpurmantel, des Papstes, der erstmals im *Constitutum Constantini* erwähnt wird, worin dem Papst das Recht gewährt wird, einen purpurnen Mantel nach kaiserlicher Art zu tragen: Im antiken Rom war der rote Mantel Abzeichen der höchsten Macht. Der Purpurmantel wurde vermutlich schon im 9. Jahrhundert vom Papst getragen. «Wenn die Kirche für den Papst Mantel und Purpur übernahm, kündet sie damit, dass der Papst seine Würde rechtmässig besitzt und Herr der Stadt Rom und des Erdkreises ist» (S. 295). Der Papst trug den Purpurmantel aber nicht nur nach der Wahl, sondern auch bei wichtigen Amtshandlungen. Der rote Mantel verblieb dem Papst bis heute. Er ist aber nicht mehr Investitursymbol und besondere Insignie wie im Mittelalter. Der Aufsatz über «Rechtliches in Bildern und Zeichen religiösen Volkesglaubens» zeigt die Berührungspunkte zwischen Religiöser und Rechtlicher Volkskunde. Die Entstehung zahlreicher Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens geht im Grunde genommen auf das Recht zurück, das Religiöse bedient sich immer wieder rechtlicher Formen. Besonders im Wallfahrtsbrauchtum tritt dies besonders anschaulich zutage, wohl am stärksten im Votivbild. Carlen weist denn auch in einem weiteren Aufsatz hin auf die bei Kirchengeschichtlern kaum bekannte Tatsache, dass der neue *Codex Iuris Canonici* interessante Bestimmungen über Votivbilder enthält (can. 1234 §2) und über Heiligtümer als «gutgeheissene Formen der Volksfrömmigkeit». Mit «Rechtliches im Wallfahrtsbrauch» und «Straf- und Sühnewallfahrten nach Rom» (auch ein Beitrag zur Strafrechtsgeschichte) sind weitere materialreiche Arbeiten des Freiburger Professors nun in diesem Sammelband leicht zugänglich. Diese Aufsätze sind thematische Weiterführungen eines der Hauptthemen von Carlen: «Recht und Wallfahrt», das schon in seiner frühen Arbeit in der Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte von 1954 angeklungen ist – wohl auf Anregung des damaligen Redaktors Oskar Vasella. Neben diesen 39 Aufsätzen, die (bis auf 3 unveröffentlichte) in Festschriften und Zeitschriften zerstreut waren und nun in diesem Band leicht zugänglich sind, finden sich auch noch 26 Besprechungen von Büchern über Rechtsar-

chäologie, Rechtssymbolik und Rechtliche Volkskunde abgedruckt, so etwa über Hans Hattenhauers «Recht der Heiligen», wobei der Rezensent auf eine darin enthaltene (für das Tessin interessante) Legende über den Kampf zwischen gregorianischem und ambriosianischem Ritus aus mailändischer Sicht hinweist.

Louis Carlen erweist sich in diesen Abhandlungen wieder einmal mehr als Altmeister der Rechtsgeschichte, der Rechtssymbolik, der Rechtsarchäologie und Rechtlichen Volkskunde – als ein europäischer Wissenschaftler von internationalem Rang.

Sarnen/Basel

ANGELO GAROVI

*Susanna Peyronel (a cura di), Frontiere geografiche e religiose in Italia. Fattori di conflitto e comunicazione nel XVI e XVII secolo, Atti del XXXIII Convegno di studi sulla Riforma e i movimenti religiosi in Italia (Torre Pellice, 29–31 agosto 1993), «Bollettino della Società di Studi Valdesi 177», s. d, pp. 181.*

La frontiera – la frontiera destinata a dividere da una parte l’Italia e dall’altra i territori con essa confinanti, ma anche ad essa differenti sul piano politico, linguistico e religioso – è stato l’oggetto di questo Convegno svoltosi tre anni or sono a Torre Pellice. Tuttavia al centro dell’attenzione delle giornate di studio è stato soprattutto il tema dello sviluppo della frontiera sul piano religioso.

Osserva infatti Susanna Peyronel che per l’Italia così come per altri Stati moderni il XVI secolo ha rappresentato «l’età di formazione di ben precise frontiere, non tanto politiche quanto religiose», e ciò «in particolar modo tra Stati italiani e Stati europei». Le zone e i territori di confine sono così sembrati particolarmente indicativi, nota ancora Susanna Peyronel, «per riflettere se delle frontiere geografiche-politiche – in questo caso le Alpi [...] – abbiano effettivamente costituito un «baluardo» contro popolazioni, territori, formazioni politiche che avevano fatto scelte religiosamente differenti da quelle degli Stati italiani». Oppure se, al contrario, «non siano state zone di assai vivace e intensa circolazione di uomini e di idee, in un’epoca in cui le popolazioni erano popolazioni di camminatori e attraverso i valichi alpini non soltanto si sviluppava un fiorente contrabbando di merci, ma anche di libri e di idee».

I primi quattro contributi qui raccolti sono dedicati rispettivamente a *Lettore di mercanti del ‘500. Fra autobiografia religiosa e storia dell’eresia* (Achille Olivieri), *Mecenatismo e propaganda religiosa dei mercanti lucchesi tra Ginevra, Lione e l’Italia* (Simonetta Adorni Braccesi), *Zurigo in Tirolo. Anticlericalismo e Riforma nella «guerra contadina» brissinense del*

1525–26 (Giorgio Politi), *Dal Piemonte all’Europa. I risvolti internazionali della politica antiereticale di Emanuele Filiberto di Savoia* (Pierpaolo Merlin). Si tratta di saggi, come si può evincere dai titoli, di sicuro interesse. Tuttavia per il lettore svizzero, e in particolare per quello della Svizzera italiana, risultano stimolanti soprattutto gli altri cinque contributi. Si continua infatti con le pagine che Gianvittorio Signorotto dedica a *Aspirazioni locali e politiche continentali. La questione religiosa nella Valtellina del ‘600* per poi proseguire con il bel saggio che ci viene offerto da Claudia di Filippo Baretti (*Tra Sondrio e Leghe grigie: La Valmalenco del tardo Cinquecento*) e con l’altrettanto interessante contributo di Alessandro Pastore (*Dalla notte di San Bartolomeo, 1572, al sacro macello di Valtellina, 1620: forme e obiettivi della violenza religiosa*). Ricchi di spunti – almeno per i lettori ticinesi – appaiono d’altronde anche le più brevi comunicazioni di Brigitte Schwarz (*Ferdinand Meyer e la Riforma a Locarno*) e di Raffaello Ceschi (*Magistrati riformati e sudditi cattolici. Il caso della Svizzera italiana*).

Bellinzona

FABRIZIO PANZERA

**Brüder des heiligen Franziskus. 400 Jahre Kapuzinerkloster Zug 1595–1995**, hg. vom Kapuzinerkloster Zug und der Kapuzinerprovinz der Schweiz, Zug, 1995, 119 S.

Die vorliegende Schrift wurde als Jubiläumsgabe zum 400-Jahr-Jubiläum des Zuger Kapuzinerklosters verfasst. Nachdem das Regionalkapitel der Deutschschweizer Kapuziner im Jubiläumsjahr beschlossen hat, sich aus Zug zurückzuziehen, kann man auch von einer Schlussgabe der Kapuziner an die Zuger Bevölkerung sprechen. Für die Verbundenheit der Bevölkerung mit «ihrem» Kapuzinerkloster spricht neben den über 900 Unterschriften, welche die Zuger für einen Verbleib der Kapuziner sammelten, die Tatsache, dass dieses Buch innert kurzer Zeit vergriffen war.

Im Zentrum der ersten drei Artikel steht die Gründung des Kapuzinerklosters im ausgehenden 16. Jahrhundert. Thomas Brunner leistet mit seinem Überblick einen der seltenen Beiträge zur Geschichte der Stadt Zug im 16. Jahrhundert. P. Rainald Fischer beleuchtet aus historischer und der Zuger Denkmalpfleger Heinz Horat aus baugeschichtlicher Perspektive die Gründungsgeschichte des Klosters. Wie die anderen schweizerischen Kapuzinerklöster des 16. Jahrhunderts diente die Errichtung des Zuger Klosters als Basis für die vom Konzil von Trient ausgehende Kirchenreform. Die eigentliche Initiative ging jedoch von weltlichen und geistlichen Reformkräften in der Stadt Zug aus.

Für das anfänglich noch kleine Klösterchen malte der Zuger Künstler Jakob Wartis (1570–1646) um 1615 auf 32 Tafeln einen Zyklus zum Leben des hl. Franziskus. P. Anton Rotzetter greift neun Bilder heraus, welche er

erklärt und auslegt. Die Auswahl von «Curiositäten aus der Klosterbibliothek», welche Peter Kamber und Mathilde Tobler vorlegen, geben einen interessanten Einblick in das, womit sich die Kapuziner bis ins 19. Jahrhundert geistig beschäftigten.

P. Othmar Hösli weist in seinem Verzeichnis der Kapuziner aus dem Kanton Zug die Bedeutung der Zuger Eintritte in den Orden nach. V.a. im 17. und 18. Jahrhundert gehörten ausserordentlich viele Zuger dem Kapuzinerorden an, wobei einzelne Familien in dieser Hinsicht über Generationen einen bedeutenden Beitrag leisteten.

Beat Dittli stellt unter Mithilfe von P. Adelhard Signer das heutige Kapuzinerkloster vor. Die aktuelle Bedeutung des Klosters fassen sie unter dem Titel «Seelsorgestation». In den Porträts von einigen Mitgliedern der heutigen Klostergemeinschaft schimmert auch durch, welche Ausstrahlung die Kapuziner in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hatten und welche gesellschaftlichen Aufgaben in der katholischen Welt von ihnen wahrgenommen wurden. Zusammen mit den Kurzbiographien von Zuger Kapuzinern im Artikel von P. Othmar Hösli füllt dies die Lücke, welche durch die Auslassung der nicht unbedeutenden Geschichte der Zuger Kapuziner im 19. und 20. Jahrhundert entstanden ist.

Mit dieser Festschrift ist den Autoren und dem Redaktor Beat Dittli ein Buch gelungen, welches sich durch sorgfältige sprachliche und inhaltliche Bearbeitung auszeichnet. Besonders erwähnenswert sind die zahlreichen Abbildungen, die zum grossen Teil aus Zuger Quellen stammen und teilweise hier erstmals publiziert werden.

Freiburg

MARTIN PFISTER

*Paola Vismara, Settecento religioso in Lombardia, «Archivio Ambrosiano LXIX», Milano, Nuove Edizioni Duomo, 1994, pp. 308.*

«Il ne manque rien au tableau de la Lombardie «éclairée» de Paola Vismara ... Voici, au complet, ce XVIII<sup>e</sup> siècle contrasté si bien rendu à la vie par le labeur considérable et le talent de l'historienne. Qu'on ne dise pas: ce n'est qu'une province de l'Europe. Mais quelle province!...». Così Louis Châtellier presenta, giustamente, questa raccolta di saggi di Paola Vismara. Si tratta di articoli già pubblicati in altri sedi che rappresentano altrettante tappe di un pluriennale itinerario di ricerca; tappe che il libro qui segnalato consente ora al lettore di cogliere non più in maniera parziale ma in tutta la sua ampiezza.

Seguendo i vari capitoli, possiamo dapprima riflettere sui rinnovato slancio, tra il 1680 e il 1750, della Riforma cattolica, il cui impulso, come mostrano le recenti ricerche di alcuni storici italiani, venne proprio da Roma.

D'altro canto, se i grandi ordini religiosi (i Gesuiti, in modo particolare) svilupparono una considerevole attività missionaria, i vescovi risposero prontamente, applicandole in tutta la loro ampiezza, alle direttive della S. Sede.

Di grande interesse sono poi le pagine che Paola Vismara dedica all'intervento dello Stato, a partire dal 1760, nelle questioni ecclesiastiche. Un intervento che perlopiù è stato giudicato come negativo per la vita religiosa: l'autrice porta però il lettore a chiedersi se tali misure non ebbero per finire, al contrario, delle conseguenze positive. A questo riguardo occorre d'altra parte distinguere comunque tra la politica più moderata attuata da Maria Teresa e quella invece più radicale di Giuseppe II.

E' d'altro canto difficile sapere in quale misura tutti questi cambiamenti corrispondessero a un bisogno profondo proveniente dal «popolo cristiano». Osserva ancora Châtellier che le approfondite e intelligenti ricerche dell'autrice portano a conclusioni affatto diverse. Infatti, ben lunghi dal richiedere cambiamenti, il «popolo cristiano» sembra al contrario reclamare il mantenimento delle tradizioni, delle forme e dello spirito del cattolicesimo postri-dentino. Non sembra però possibile – ed è questo un altro aspetto che rende particolarmente stimolante queste ricerche – contrapporre un cristianesimo cosiddetto popolare a un cristianesimo d'élite. In effetti le classi dirigenti, sia quelle ecclesiastiche sia quelle di governo, non cessarono di favorire la diffusione di un comportamento cristiano tra le folle delle città e delle campagne. Ma, per finire, queste ultime riuscirono a far sentire la propria voce e a influenzare le decisioni della Chiesa. Non si spiega altrimenti la reazione antilluminista che si registrò in tutto l'impero alla morte di Giuseppe II, e a Milano al tempo dell'arcivescovo Filippo II Visconti. Tuttavia, sottolinea Paola Vismara, questa pressione popolare non fu solo una conseguenza dell'attaccamento al passato, ma anche della crescente partecipazione dei fedeli alla vita della Chiesa.

Oltre alla chiarezza dell'esposizione e alla meticolosità delle indagini svolte, è proprio la capacità di cogliere questi contrastanti movimenti presenti lungo tutto il secolo dei Lumi che rende attraente la lettura di questo bel libro.

Bellinzona

FABRIZIO PANZERA

**Oberberger Blätter 1994/95, Sonderheft: Landsgemeinde in Gossau 1795**, hg. von der Genossenschaft Oberberg, Verlag Cavelti AG, Gossau, 1995, 116 S. mit zahlreichen, teils farbigen Abb.

Die Gossauer Landsgemeinde vom 23. November 1795 bestätigte feierlich den sogenannten Gütlichen Vertrag, in welchem der St. Galler Fürstadt Beda Angehrn der Alten Landschaft eine Reihe politischer Rechte gewährte sowie die Leibeigenschaft und verschiedene Feudallasten aufhob. Erzwungen hat-

te diese obrigkeitlichen Zugeständnisse eine revolutionäre Volkserhebung. Dass diese nicht niedergeschlagen wurde, sondern politische Neuerungen durchzusetzen vermochte, stellt in der Eidgenossenschaft kurz vor der Helvetischen Revolution einen einmaligen Prozess dar.

Im Brennpunkt der Unruhen stand Gossau im Oberberger Amt. Dem 200-Jahr-Jubiläum der Landsgemeinde ein Sonderheft in der Reihe der «Oberberger Blätter» zu widmen, ist deshalb besonders beziehungsreich. Das sorgfältig gestaltete Heft umfasst sieben auf offensichtlich intensivem Quellenstudium beruhende Aufsätze nebst einer Zeittafel und einer Literaturauswahl. Es stellt einen lesenswerten Beitrag sowohl zur regionalen Geschichte als auch zur Geschichte von Volksbewegungen im Ancien Régime dar.

Den genauen Ablauf der Ereignisse aus der Sicht des Klosters schildert Lorenz Hollenstein und verweist dabei auf die unterschiedlichen Standpunkte des Abtes Beda Angehrn, welcher den Untertanen mehr und mehr entgegenkam, und eines intransigenten harten Kerns im Kapitel. – Entschieden ablehnend über die Unruhen im Fürstenland äusserte sich das von Markus Kaiser ausgewertete sogenannte Wiler Klaglibell, «dieser wohl schärfste Angriff gegen die Umtriebe der revolutionären Ausschüsse». – Deren Erfolg ist fraglos aufs engste mit der charismatischen Persönlichkeit Johannes Künzles verbunden, über dessen Lebenslauf und führende Rolle in der Volksbewegung Franz Xaver Bischof orientiert. – Drei Aufsätze stellen dar, wie das Wissen um diese Ereignisse propagiert und dieselben rezipiert wurden: Dem Bauern Jakob Gemperle, der mit revolutionären Druckerzeugnissen hausierte, geht Peter Müller nach. Alois Stadler untersucht die Haltung Ulrich Bräkers, der – obwohl ebenfalls fürstäbtischer Untertan – die Volks-erhebung ablehnte. Die Verewigung der Gossauer Landsgemeinde in Jubelgedichten, Freiheitsmünzen, Erinnerungsbildern usw. ist das Thema von Wolfgang Göldis Beitrag. – Urs Josef Cavelti schliesslich stellt die Aufstandsbewegung ins Umfeld der revolutionären Schweiz. Der Initiative Caveltis als Herausgeber, Redaktor und Autor ist das vorliegende fundierte Oberberger Blatt massgeblich zu danken.

St. Gallen

MARCEL MAYER

*Cornel Dora, Augustinus Egger von St. Gallen, 1833–1906. Ein Bischof zwischen Kulturkampf, sozialer Frage und Modernismusstreit*, St. Gallen, Staatsarchiv, 1994 (= St. Galler Kultur und Geschichte, Bd. 23; hrsg. vom Staatsarchiv und Stiftsarchiv St. Gallen), 668 S., Frontispiz, 69 Abbildungen, Anhang, Quellen- und Literaturverzeichnis, Personenregister.

Nach einem Wort von B. Guenée bietet die anspruchsvolle und nach wissenschaftlichen Kriterien erarbeitete Biographie die Möglichkeit, «einen ersten Blick auf die überwältigende Komplexität der Dinge zu werfen». Diese Komplexität und Verflochtenheit von persönlichem Schicksal mit allgemeinen Verhältnissen und besonderen Bedingungen zeigt die vorliegende Biographie über August Egger, den dritten Bischof des 1847 gegründeten Bistums St. Gallen. Ihr Ziel ist, die Person «unter Einbezug der Umgebung» zu skizzieren und die persönliche Entwicklung auf dem Hintergrund des «kirchlichen, politischen und sozialen Umfeldes» (S. 13) zu schildern. Das Bild, das Dora von Egger erarbeitet, ist nicht durchgehend neu, doch ausgewogen und differenziert, auf gründlicher Quellenbasis gebaut und kenntnisreich in die Ereignisse und Beziehungsgeflechte eingebettet. Die bei Peter Stadler erarbeitete Zürcher Dissertation vermittelt neue und abgesicherte Erkenntnisse.

Dora konnte sich auf eine Quellenlage stützen, die «im Vergleich zu den anderen St. Galler Bischöfen als aussergewöhnlich dicht» (S. 17) zu bezeichnen ist. Das Quellen- und Literaturverzeichniss (S. 621–662) erweitert die bisherigen Hinweise umfassend. Die durch ein Personenregister erschlossene Biographie unterteilt sich in 22 Hauptkapitel und schliesst mit einer Würdigung des Bischofs. Rund 250 Seiten sind der Zeit vor der Bischofswahl (1882) gewidmet, die weiteren 350 Seiten befassen sich der Amtstätigkeit sowie der Wirksamkeit im Spektrum von Kirche, Staat, Gesellschaft und Publizistik.

Egger, seit 1865 am Dom tätig, verfolgte einen vorsichtigen Kurs und eine konstruktive Zusammenarbeit mit dem Staat. Die Interpretation des schweizerischen Kulturmärktes, in welchem St. Gallen ein Nebenschauplatz war, als einer Modernisierungskrise einerseits und als einer Integrationskrise andererseits (Stadler, Altermatt), erweitert Dora um den Aspekt der «kirchlichen Identitätskrise, welche durch die totalitäre Züge annehmende Kirchenführung im 19. Jahrhundert verursacht war, sich unterschwellig auch im 20. Jahrhundert fortsetzte und trotz der Lösungsversuche des Zweiten Vatikanischen Konzils bis heute nicht überwunden ist» (S. 223). Die Auseinandersetzungen mit der seit 1861 gewachsenen integralistischen «Jungen Schule» im St. Galler Klerus werden breit dargestellt (S. 226 ff.). Seit 1882 Bischof, weist sich Egger als ein Repräsentant des triumphalistisch ausgerichteten Papsttums (S. 294 f.) aus. Seine starke Position war auch innerhalb der Bischofskonferenz, bei der «Beseitigung der Kulturmärkflasten» (S. 307) und der Gründung der Universität Freiburg von Nutzen.

In gesellschaftspolitischer Hinsicht war Eggers Tätigkeit vom Interesse für soziale Fragen geprägt, wo er innerhalb der Bischofskonferenz eine gewisse Pionierrolle spielte. Dora stellt aber fest, dass der Bischof die sozialen Fragen «als sittliches und nicht als wirtschaftlich-gesellschaftliches Problem auffasste und somit die strukturellen Ungerechtigkeiten verkannte» (S. 414). Die paternalistische Grundhaltung hatte «neben Appellen zur Selbstbeschränkung an die sozial schwächeren nur wenig zu bieten» (S. 414). Er befürchtete, dass katholische Arbeiterorganisationen ins sozial-

demokratische Fahrwasser abgleiten (S. 417 ff.) oder sich gegenseitig konkurrenzieren könnten. Er förderte die christlichsoziale Bewegung «entscheidend» (S. 430). Weitere Stichworte seiner Aktivitäten sind: Alkoholismus, Kranken- und Unfallversicherung, Familie, Waisen, verwahrloste Kinder, Heimwesen.

Die abschliessenden Kapitel betreffen Aspekte der Bischofstätigkeit und den Ausbau des institutionellen Bereichs im Bistum auf dem Hintergrund von Wirtschaftswachstum und Bevölkerungszuwachs (Zuwanderung von Arbeitskräften, konfessionelle Durchmischung, Wertewandel). Hier offenbaren sich die auffallendsten Charakteristika Eggers: einerseits die offene Haltung gegenüber neuen Ideen und Verhältnissen, andererseits «lehnte er aus asketischer Lebenshaltung und kirchlichem Sinn heraus manches, was die neue Zeit den Individuen an Freiheit und Wohlstand brachte, ab» (S. 553).

Insgesamt vermittelt Dora das Bild eines «orthodoxen, aber gesprächs- und friedensbereiten» (S. 608) Bischofs. Die Persönlichkeit erscheint als «glaubwürdig und konsequent» (S. 609). August Egger, vom Autor als einer der «angesehendsten und einflussreichsten Führer des Schweizer Katholizismus» (S. 13) ausgangs des 19. Jahrhunderts bezeichnet, wird durch die «Fähigkeit zum Ausgleich und zur nüchtern-rationalen Lösungsfindung als auch seinen klaren Blick für die Problematik der modernen Gesellschaft» (S. 610) deutlich über das «Mittelmass der Kirchenhierarchie» (S. 610) hinausgehoben.

Die informative, materialreiche Studie ist die erste moderne, wissenschaftlich fundierte Biographie eines St. Galler Bischofs. Sie eröffnet auch deshalb neue Gesichtspunkte und Erkenntnisse, besonders für die Zeit nach 1870. Nützlich sind die biographischen Hinweise, auf die sich künftige Untersuchungen auf dem Gebiet der St. Galler Geschichte der Zeit abstützen können. Die Arbeit lässt hoffen, dass die biographische Forschung an Interesse zurückgewinnt. Der Umfang des leserfreundlich aufgemachten Buches mit über 600 Seiten Text muss allerdings, auf das gestellte Thema bezogen, als oberste vertretbare Grösse angesehen werden.

Balzers/FL

ARTHUR BRUNHART

**Schweizer Sonderakten im Vatikan. Das Archiv der Kongregation für ausserordentliche kirchliche Angelegenheiten, Abteilung Schweiz 1799–1921.** Bearbeitet von *Urban Fink und Roger Liggensstorfer*, Luzern/Stuttgart, Rex Verlag, 1996 (= Luzerner Historische Veröffentlichungen, Archivintare, Heft 5. Herausgegeben vom Staatsarchiv des Kantons Luzern. Redaktion Gregor Egloff).

Das Interesse der Historiker an der Geschichte der Luzerner Nuntiatur ist in den letzten Jahren im Steigen begriffen. Wir verweisen in diesem Zusammenhang auf die an der Universität Freiburg Schweiz stattgefundene Tagung vom 14.–15. Mai 1993 zum Thema «Päpstliche Diplomatie in der Schweiz: Die Luzerner Nuntiatur und ihre Erforschung», s. ZSKG (88) 1994, 7–78.

Neben den eigentlichen Nuntiaturakten im Vatikanischen Geheimarchiv, dem Zentralarchiv der römischen Kurie, gibt es einen zweiten Bestand an Akten, der wider Erwarten nicht dort, sondern in der Torre Borgia zu finden ist. Es handelt sich um das Archiv der Kongregation für ausserordentliche kirchliche Angelegenheiten, eines hochrangigen und hochqualifizierten Beratungsgremiums des Heiligen Stuhles für Beziehungen der Kirche zu den Staaten. In diesem Gremium wurden wichtige innerkirchliche Fragen wie die Errichtung und Auflösung von Diözesen usw. behandelt. Die Akten dieser Kongregation können Auskunft über Geschäfte geben, die vom Heiligen Stuhl als besonders wichtig und schwierig bewertet wurden. Für die nuntiaturlose Zeit von 1798 bis 1803 und von 1873/74 bis 1920 finden sich die meisten Akten nicht im Archiv des Staatssekretariates, sondern eben im Archiv der Kongregation für ausserordentliche kirchliche Angelegenheiten; ein deutlicher Hinweis, wie wichtig dem Heiligen Stuhl die Schweizer Angelegenheiten waren. Der Fondo «Svizzera» dieses Archivs enthält drei Repertorienbände: 1. Periode von 1814 bis 1878 (Tod Pius' IX.), 2. Periode von 1878 bis 1903 (Pontifikat Leos XIII.), 3. Periode von 1903 bis 1922 (Pontifikate Pius' X. und Benedikts XV.). Ein Blick in das Aktenverzeichnis (S. 19–131) lässt sofort die ausserordentliche Bedeutung dieser Bestände für die Erforschung der Schweizer Kirchengeschichte des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts erahnen. Ein ausführliches Personen- und Ortsregister erleichtert den Zugang zu den einzelnen Dossiers. Die beiden Herausgeber publizieren in diesem Zusammenhang die Liste jener Veröffentlichungen seit 1960, die Material aus diesem Archiv enthalten (S. 16–18).

Ein praktischer Hinweis: Auf briefliche Anfragen kann mangels Personal nicht geantwortet werden; ebenso werden keine Kopien versandt. Wer mit dem Material arbeiten will, muss dies direkt im Vatikan tun. Die Adresse des Archivs: Archivio della S.C. degli AA.EE.SS. Segreteria di Stato, I-00120 Città del Vaticano.

Das wertvolle Inventar ist dem allzu früh verstorbenen P. André-Jean Marquis SMB, dem langjährigen Mitarbeiter im Vatikanischen Archiv, gewidmet.

Meggen/Luzern

ALOIS STEINER

*Paolo Prodi (a cura di), Disciplina dell'anima, disciplina del corpo e disciplina della società tra medioevo ed età moderna*, Atti del Convegno internazionale di studio (Bologna, 7–9 ottobre 1993), «Annali dell'Istituto storico italo-germanico, Quaderno 40», Bologna, il Mulino, 1993, pp. 963.

Presentando questo volume, il curatore Paolo Prodi ha voluto precisare che i contributi qui raccolti non costituiscono tanto gli atti di un pur vivace e intenso convegno, quanto, piuttosto, il risultato di un lungo percorso di ricerche che un gruppo di lavoro ha condotto per anni attorno ai fenomeni relativi al rapporto tra società e istituzioni in un periodo cruciale per la genesi del mondo moderno. Un gruppo che aveva perciò posto al centro della propria attenzione «il problema della nascita del moderno che caratterizza l'uomo occidentale nei secoli seguenti sino ai nostri giorni con un processo di disciplinamento che partendo dalle radici spirituali della cristianità medievale coinvolge in diverso modo e per diverse strade tutta la società europea». Sono quindi presenti in queste indagini, e in questo libro, i grandi temi della confessionalizzazione religiosa, della costruzione dello Stato moderno, delle trasformazioni delle strutture educative e culturali, delle interrelazioni con il panorama artistico e letterario.

Il volume è suddiviso in cinque ampie parti, dedicate rispettivamente a: *Storiografia e metodo* (con i contributi di Pierangelo Schiera, Antony Black, Dilwyn Knox, Wolfgang Reihard, Heinrich Schilling, Mauro Pesce); *La disciplina dell'anima* (Adriano Prosperi, Angelo Turchini, Gabriella Zarri, Miriam Turrini, Valerio Marchetti, Claudio Madonia, Louis Châtellier); *La disciplina dei comportamenti* (Albano Biondi, Alessandro Arcangeli, Bernadette Majorana, Aurelio Musi, Daniela Romagnoli, Nestore Pirillo, Gian Mario Anselmi, Giovanni Ricci); *Ordine e società* (Karl Härter, Elena Fasanò Guarini, Umberto Mazzone, Alberto Guenzi, Maria Giuseppina Muzzarelli); *Istituzioni educative e famiglia* (Notker Hammerstein, Gian Paolo Brizzi, Riccardo Burigana, Maria Fubini Leuzzi, Lucia Ferrante, Ottavia Niccoli).

Bellinzona

FABRIZIO PANZERA

**Giovanni Bosco, Epistolario, introduzione, testi critici e note a cura di Francesco Motto**, «Istituto Storico Salesiano Fonti Serie prima 6», vol. I (1835–1863), Roma, Libreria Ateneo Salesiano, 1991, pp. 715.

Come ricorda Francesco Motto nelle pagine introduttive «le non comuni dimensioni della figura di don Bosco, della sua personalità di apostolo, educatore, santo, fondatore ed iniziatore di molteplici attività sono state oggetto di una vasta letteratura nei cento anni che ci separano dalla sua morte». Uno studio approfondito di una figura così rilevante e complessa come quella di

don Bosco richiede tuttavia di poter disporre nella misura più larga possibile delle lettere da lui scritte. Sinora l'unico strumento a disposizione era costituito dalle lettere raccolte in quattro volumi (fuori commercio) tra il 1950 e il 1960 dal salesiano don Eugenio Ceria: esso appariva però ormai insufficiente e superato, anche perché in questi ultimi tre decenni sono state rintracciate in Italia e in Europa diverse centinaia di altre lettere. Le nuove indagini (di cui l'edizione di questo *Epistolario* costituisce il coronamento) dovrebbero consentire di pubblicare all'incirca il doppio delle lettere curate dal Ceria.

Nel volume qui presentato, il primo di questo epistolario, sono raccolte 726 lettere, scritte da don Bosco tra il 1835 e il 1863. Imminente dovrebbe essere adesso la pubblicazione del secondo volume che dovrebbe risultare particolarmente interessante anche per il Ticino, visto i legami che a partire dalla metà degli anni Sessanta del secolo scorso si stabilirono tra il santo torinese ed alcuni sacerdoti ticinesi.

Bellinzona

FABRIZIO PANZERA

**Briefwechsel Philipp Anton von Segesser**, Band VI, hg. von *Victor Conzemius unter Mitarbeit von Susanne Köppendörfer*. Mit ausführlicher Einleitung des Herausgebers S. IX–LVII, Freiburg/Schweiz, Universitätsverlag, 1995, 382 S., 7 Ill.

Nach längerer Pause – nicht zuletzt bedingt durch den Wechsel vom Benziger- zum Universitätsverlag Freiburg – erschien 1995 Band VI der Segesser-Korrespondenz. Dem Luzerner Staatsmann des 19. Jahrhunderts Philipp Anton von Segesser (1817–1888) wird durch die Publikation seines überaus reichhaltigen Briefwechsels ein Denkmal gesetzt, das den Leistungen des Politikers und Historikers angemessen ist. Herausgeber dieser für die Geschichte unseres Landes bedeutsamen Korrespondenz ist wiederum Victor Conzemius, unterstützt von Susanne Köppendörfer.

Der vorliegende Band umfasst die spannungsgeladene Zeit der Kulturkampfjahre 1873–1875, als Bischof Lachat, von der Mehrheit der Diözesanstände aus Solothurn vertrieben, während langer Jahre im luzernischen Exil lebte, ferner die leidvollen Ereignisse im Berner Jura, die zur Ausweisung der katholischen Seelsorger und zum Verbot des Gottesdienstes in öffentlichen Gebäuden führte und zudem während Jahren die jurassische Bevölkerung der Terrorisierung durch die Berner Regierung unterwarfen. In diese Zeit fällt auch der erfolgreiche zweite Anlauf zur Revision der Bundesverfassung 1874.

Diese Ereignisse haben Segesser voll beansprucht. Ihm gelang es, dank einer überlegenen und klug zurückhaltenden Politik den Kanton Luzern aus den Kulturkampfwirren herauszuhalten. Seine Verdienste als Vermittler und Berater wurden damals von verschiedenen Seiten in Anspruch genommen;

nicht immer gelang es ihm, die hochgehenden Wogen der Leidenschaften zu mässigen. Segesser sah sich einer doppelten Gegnerschaft ausgesetzt. Einerseits hatte er als Führer der konservativen Partei die kirchenfeindlichen Angriffe der Radikalen zu bekämpfen und für die Eigenständigkeit der föderalistischen Ordnung einzustehen. Anderseits galt es, die zur Abwehr entschlossenen ultramontanen Kreise um den Piusverein zurückzubinden und ihnen klar zu machen, dass ein offener Kampf gegen den Radikalismus hoffnungslos sei und in ein zweites Sonderbundsfiasco münden würde. Segesser war es ein dringendes Anliegen, seine Parteifreunde von der Idee des bloss passiven Widerstandes gegen die kirchenfeindlichen Massnahmen zu überzeugen. «Lieber biegen als brechen» war sein Motto. Kreise im Piusverein um den Katholikenführer Theodor Scherer-Boccard (1816–1885) oder um Joseph Schorderet (1840–1893) brachten für diese vorsichtig abwartende Strategie Segessers nicht immer das nötige Verständnis auf. Zudem erschwerten ungeschickte Äusserungen der römischen und bischöflichen Kurie den Erfolg dieser zurückhaltenden Politik. Als alle Vermittlungsbemühungen in der Bundesrevision 1874 scheiterten, erwog Segesser eine Zeitlang den völligen Rückzug aus der eidgenössischen Politik.

In jenen Jahren kam es immer wieder zu Spannungen innerhalb der katholischen Opposition. Scherer-Boccard und Schorderet lancierten im Dezember 1874 ihren Vorschlag zur Gründung einer gesamtschweizerischen katholisch-konservativen Partei. Segesser lehnte diesen Vorstoss entschieden ab. Er fürchtete, die Gruppe katholischer Parlamentarier dem ultramontan gesinnten Piusverein auszuliefern. Deshalb forcierte der Luzerner die Zusammenarbeit mit konservativ gesinnten Protestanten. Segesser hat dabei zweifellos die gesellschaftlichen Kräfte unterschätzt, die danach strebten, Sympathiekundgebungen für verfolgte Personen und unterdrückte Volksteile zu bezeugen und hiefür aktiv zu werden. Der Piusverein, 1857 gegründet, erkannte frühzeitig die Bedeutung des organisierten Katholizismus und war gewillt, sich tatkräftig zur Verteidigung bedrohter kirchlicher Rechte einzusetzen. Die Identifikation mit dem Papst, der 1870 den Kirchenstaat einbüsst, mit den vertriebenen Bischöfen Lachat und Mermillod und dem unterdrückten jurassischen Volke verursachte Wellen des Mitgefühls. Segesser hatte Mühe, sich mit diesen kämpferischen Strömungen auseinanderzusetzen, wie es ihm auch Mühe bereitete, mit neuen wirtschaftlichen Entwicklungen (Bahnbau, Tourismus etc.) fertigzuwerden. Desgleichen fehlte ihm das Verständnis für die organisatorisch wichtige Basisarbeit des Piusvereins. Dieser hatte frühzeitig wirksame Mittel wie Presse, soziale Einrichtungen sowie die vereinsmässige Erfassung und dadurch Beheimatung weiter Kreise wirksam eingesetzt. Wenn man die ultramontane Bewegung jedoch ausschliesslich durch die Segessersche Blickweise betrachtet, wird man ihr wohl kaum gerecht. Conzemius und vor ihm schon andere Historiker weisen zurecht auf die ungenügende Erforschung dieser starken Strömung im Schweizer Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts hin.

Je weiter die auf acht Bände geplante Edition der Segesser-Korrespondenz voranschreitet, um so plastischer tritt die Persönlichkeit des wohl

bedeutendsten Luzerner Staatsmannes hervor. Er hat seinen Kanton überlegen durch die Klippen der Kulturkampfwirren hindurchgesteuert und ist auf eidgenössischer Ebene zum anerkannten Oppositionsführer herangewachsen und im Verlaufe seiner jahrzehntelangen Wirksamkeit zur wahrhaft grossen Persönlichkeit herangereift. Die Segesser-Freunde warten mit Spannung auf die Vollendung des Gesamtwerkes.

Meggen/Luzern

ALOIS STEINER

*Roland Brülisauer, Die Inländische Mission 1863–1913. Katholische Diasporahilfe in der Schweiz*, Freiburg/Schweiz, Universitätsverlag, 1995 (= Religion – Politik – Gesellschaft in der Schweiz, hg. von Urs Altermatt, Bd. 14), 205 S.

«Mehr Licht ins Dunkel schweizerischer katholischer Diasporageschichte!» Dieser Zielsetzung unterwarf sich Roland Brülisauer in seiner hier gedruckt vorliegenden Lizentiatsarbeit aus dem Seminar für Zeitgeschichte (Prof. Urs Altermatt). Seine Geschichte der ersten fünfzig Jahre dieses wichtigen katholischen Diasporahilfswerks ist tatsächlich ein erhellender «Spot» in diesem nur schwach ausgeleuchteten Raum der schweizerischen Diasporageschichte.

Während es bei der «äusseren Mission» um die Bekehrung von andersgläubigen Menschen in fernen Ländem ging, verstand die katholische Kirche bereits vor der Gründung der Inländischen Mission 1863 unter «innerer oder inländischer Mission» die Bemühungen um die Erhaltung der konfessionellen Identität von Katholiken, welche in mehrheitlich protestantischen Gebieten lebten. In den Stammlanden schenkte man allerdings der desolaten oder oft fehlenden pastoralen Versorgung der Katholiken in den Diasporagebieten lange keine Beachtung. Erst die Volkszählung von 1860 machte klar, wieviele Katholiken an Orten lebten, wo sie kaum seelsorgerisch betreut werden konnten. Von den 47 000 Katholiken in protestantischen Gemeinden war für mehr als die Hälfte im Umkreis von einer Stunde kein katholischer Geistlicher erreichbar.

In seiner dreigeteilten Untersuchung geht Brülisauer zuerst auf die Entstehung der katholischen Diaspora in der Schweiz ein. Er zeichnet die im wesentlichen schon bekannte Binnenwanderung der Schweiz des 19. Jahrhunderts nach, die hauptsächlich von der rasanten ökonomischen Entwicklung und der Niederlassungsfreiheit, wie sie die Bundesverfassung seit 1848 ermöglichte, abhing. Weil die katholischen Kantone wirtschaftlich meist rückständig waren, handelte es sich – von Ausnahmen wie etwa Solothurn abgesehen – um eine Einbahn-Auswanderung von Katholiken in protestantische Gebiete. 1910 wohnten in den protestantischen und paritätischen Lan-

desteilen bereits 20000 Katholiken mehr als in den Stammlanden. Die katholische Diasporabildung betraf nicht nur die städtischen Zentren, sondern in starkem Mass auch kleinere Ortschaften. In ihrer neuen Umgebung aus ihren religiös-kirchlichen Traditionen hinausgeworfen waren die meist den Unterschichten angehörigen Diasporakatholiken einem starken Sozialisierungsdruck ausgesetzt.

Im zweiten Teil, dem Kernstück der Studie, schildert der Autor die Gründung und den Ausbau der Inländischen Mission. Bereits in den 1850er Jahren gab es erste Versuche des Kapuzinerpeters Theodosius Florentini, eine Diasporahilfe in der Schweiz aufzubauen. Er orientierte sich dabei an deutschen Vorbildern. Seine Initiative bewirkte bei der Elite der Stammlandkatholiken eine Sensibilisierung für die Probleme der Diasporaseelsorge. Die Initiative, welche schliesslich im Rahmen des Piusvereins zur Gründung der Inländischen Mission führen sollte, ging von einer Gruppe von Zugern aus. Im an der Grenze der Stammlande liegenden Kanton war offenbar das Verständnis für die Probleme der Katholiken in der Diaspora besonders gross. Die Gründung und der Ausbau des Hilfswerks war wesentlich das Werk des Zuger Arztes Melchior Zürcher-Deschwanden, welcher den Verein bis zu seinem Tod 1902 als Geschäftsführer leitete. Nachdem man anfänglich auch das Modell einer Wanderseelsorge in Erwägung zog, entschied man sich für ein Seelsorgemodell, welches die Anstellung von ortsgebundenen Priestern vorsah. Zu Beginn wehrte sich ein Teil der kirchlichen Hierarchie dagegen, dass die Bezahlung und damit die Kontrolle der Diasporageistlichen von einem Verein übernommen wurde, in dem auch Laien mitbestimmen durften. Ab 1866 erhielt jedoch die Inländische Mission auch die Unterstützung durch den schweizerischen Episkopat. Die wichtige Rolle der Laien bei der Gründung und der Führung dieses Hilfswerks, welches sich einzig auf pastorale Aufgaben konzentrierte, zeigt exemplarisch die selbstbewusste Rolle, welche Laien beim Aufbau der katholischen Vereine in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts spielten. Detailliert beschreibt Brülisauer die geschickte Sammeltätigkeit der Inländischen Mission, welche hauptsächlich auf dem Opfer in Gottesdiensten, auf Haussammlungen und der Annahme von Legaten basierte. Um nicht mit internen Konflikten das Sammelergebnis zu gefährden, bemühte sich die Inländische Mission um eine Mittelstellung zwischen Piusverein, bzw. dessen Nachfolgeorganisation SKVV und der kirchlichen Hierarchie. Man gab sich auch Mühe, nicht ins Spannungsfeld zwischen Stammland- und Diasporakatholiken zu gelangen.

Der dritte Teil der Studie beleuchtet schliesslich das Wirken der Inländischen Mission. Die Diasporakatholiken sah man drei Gefahren ausgesetzt: Der religiösen Gleichgültigkeit, den konfessionell gemischten Ehen und dem ungenügenden Angebot an katholischem Religionsunterricht. Im katholischen Milieu war ein «Gewinn- und Verlustdenken» in der Diasporahilfe stark verbreitet. Man wollte die Zahl und die Geschlossenheit der Katholiken möglichst hoch halten und befürchtete ein Abwandern von Katholiken zur protestantischen Kirche und vor allem zu den Sozialdemokraten. In diesem Sinn verstand sich die Inländische Mission gegen Ende

des 19. Jahrhunderts als «religiöses, patriotisches und soziales Werk». Die vorsichtige Haltung der protestantischen Kirche gegenüber trug dazu bei, dass die Inländische Mission dort kaum auf Ablehnung stiess. Regional konzentrierte sie ihre Hilfe mit gut einem Drittel ihrer Mittel auf die durch die Industrialisierung schnell wachsenden ländlichen Gebiete des Kantons Zürich. Bei der Errichtung von neuen Seelsorgestationen richtete man sich nach den Daten der Volkszählungen. Verglichen mit den Bedürfnissen der Diasporaseelsorge waren die finanziellen Leistungen der Inländischen Mission gering. Dennoch dürfen besonders die Zahlungen an die vielen kleinen Diasporapfarreien nicht unterschätzt werden. Auf einem Seelsorger in einer Diasporapfarrei lasteten schwere Aufgaben, so litten die Diasporapfarreien etwa im Vergleich mit den Stammländern chronisch unter einem Priestermangel. Es erstaunt deshalb nicht, dass Pfarrstellen in der Diaspora nicht besonders beliebt waren und meist mit jungen Priestern besetzt wurden. Neben der Förderung der ständigen Anwesenheit eines Priesters in der Diasporagemeinde sah die Inländische Mission eine Aufgabe auch in der Förderung des Kirchenbaus. Allerdings konnte sie dafür nicht die gleichen Mittel zur Verfügung stellen wie für den Unterhalt der Diasporageistlichen.

Eine Erfolgsbilanz der pastoralen Arbeit dieses Hilfswerks zu ziehen, fällt Brülisauer aus naheliegenden Gründen schwer. Immerhin kann er als Trend die von Alfred Teobaldi formulierte «Diaspora-Faustregel» bestätigen, dass etwa ein Drittel der Diasporakatholiken in der katholischen Diasporakirche integriert werden konnte, ein anderer Drittel aber den traditionellen Glaubensformen vollständig verloren ging. Bei der Beurteilung der Leistung der Inländischen Mission hebt Brülisauer auch die ausgeprägte Brückenfunktion innerhalb der katholischen Sondergesellschaft hervor. Dies war möglich, weil sich das Diasporahilfswerk stets auf seine pastoralen Aufgaben konzentrierte.

Roland Brülisauer ist eine gut lesbare Studie gelungen, die sich auf das Wesentliche beschränkt und die Entwicklung der Inländischen Mission geschickt mit der allgemeinen Geschichte des Schweizer Katholizismus verknüpft. Aufschlussreiche Tabellen und Grafiken veranschaulichen die statistischen Erkenntnisse.

Freiburg

MARTIN PFISTER

AA. VV., **Paolo VI e la collegialità episcopale**, Atti del Colloquio internazionale di studio (Brescia, 25–27 settembre 1992), «Pubblicazioni dell’Istituto Paolo VI 15», Roma, Edizioni Studium, 1995, pp. 388.

In questo volume sono raccolti gli Atti del quinto Colloquio internazionale di studio su «Paolo VI e il suo tempo». Se i primi Convegni erano stati dedicati dapprima alla preparazione del Concilio Vaticano II e poi al Con-

cilio stesso, l'Incontro del settembre 1992 ha inaugurato un nuovo ciclo di studi, destinato a indagare l'applicazione del Concilio, a partire dai suoi adempimenti programmatici. «Partire dagli adempimenti previsti dal Concilio» è stata – spiega il prof. mons. Giuseppe Colombo nella *Nota introduttiva* – una «scelta obbligata», imposta dal Concilio stesso. E il primo adempimento è rappresentato appunto dalla «collegialità episcopale». Finito il tempo del «post-Goncilio selvaggio», osserva ancora mons. Colombo, è ormai evidente che il Concilio Vaticano II sarà «recepito oppure rimosso in funzione della collegialità episcopale». In aderenza quindi al Concilio, il Colloquio di Brescia ha posto al centro della propria attenzione prima il principio generale della «collegialità episcopale» e poi le due principali istituzioni che la incarnano, ossia il Sinodo dei vescovi e le Conferenze episcopali.

I lavori del Colloquio hanno perciò poggiato, oltre che su una serie di *comunicazioni*, su alcune relazioni principali, che hanno toccato, appunto, questi tre temi. Esse sono state presentate: dal prof. Claude Troisfontaines (*La collégialité épiscopale dans les écrits du Pape Paul VI*); da p. Adriano Garuti (*Origine e natura del Sinodo dei Vescovi: un' intuizione di Paolo VI*); da mons. Pierre Eyt (*Paul VI et le Synode Extraordinaire de 1969*); da mons. Vincenzo Carbone (*Il regolamento del Sinodo dei Vescovi*); dal prof. Julio Manzanares (*Las Conferencias Episcopales y los Consejos Continentales de Conferencias, en el pensamiento y la acción de gobierno de Pablo VI*).

Bellinzona

FABRIZIO PANZERA

***Arnold Angenendt, Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart*, München, C. H. Beck, 1994, 470 S., 21 Abb.**

Als die Nachfragen aus Regensburg und aus Vezprém wieder dringend wurden, liess der Bischof von Passau das Grab der seligen Gisela, der Schwester Heinrichs II., öffnen, um Reliquien zu entnehmen. Das geschah weder im Mittelalter noch in der reliquienfreundlichen Barockzeit, sondern im Jahre 1995. Diese Episode zeigt zur Genüge, dass an der Schwelle zum zweiten Jahrtausend der Reliquienkult wenig von seiner Aktualität verloren hat, wobei Riten und Bräuche uralte Muster wiederholen. Wer heutzutage das Heiligen- und Reliquienwesen *in toto* erfassen will, muss diese Kontinuitäten berücksichtigen, ohne die spezifischen Merkmale jeder Epoche aus dem Auge zu verlieren. Es ist kein geringes Verdienst des Verfassers, dies verstanden und trotz der Komplexität der Themen und der Überfülle des Stoffes einen leicht lesbaren und gut strukturierten Überblick vorgelegt zu haben. Die Abhandlung wird von zwei Kapiteln allgemein-theoretischen Charakters umrahmt («Zur Einführung», S. 9–14, mit den Unterteilungen

«Vorweg: Was ist ‹heilig›» und «Ein religionsgeschichtlicher Aufriss»; «Zuletzt: Der christliche Heilige», S. 348–353) und reicht in den Kap. II bis XXVI (S. 15–347) von den vor- und neutestamentlichen Grundlagen über das Mittelalter (im – auch inhaltlich – zentralen Teil) und den Barock bis zum 19. Jh. und den «Ersatz-Heiligen» der totalitären Diktaturen in Deutschland und in der Sowjetunion.

Man erkennt darin eine chronologische Struktur, die vor allem in den weitgehend thematisch aufgebauten mittelalterlichen Teilen durch häufige Vor- und Rückblenden aufgelockert wird. Die dem Mittelalter gewidmeten Abschnitte wirken auch am überzeugendsten. Schon bei der Besprechung des XVI. Jh. und noch mehr in späteren Teilen engt sich die Perspektive des Buches auf die Länder deutscher Zunge mit wenigen Seitenblicken auf Frankreich ein. In breiten Teilen Europas, etwa in Italien, Spanien und den Ländern des ehemaligen Ostblocks denkt man aber über den Heiligen- und Reliquienkult nach wie vor anders als im aufgeklärten Frankreich oder in einem deutschen Hörsaal des letzten Jahrhunderts, um von Afrika, Südamerika oder Asien ganz zu schweigen. Überhaupt die Aufklärung: Sie spielt im zweiten Teil des Buches eine wichtige Rolle, und es fehlt dankenswerterweise nicht der «Hinweis auf gewisse Beschränktheiten des aufklärerischen Weltbildes» (S. 344). Wenn allerdings der Verfasser meint, daß man in der heutigen Welt das «angeblich Abstrus-Mittelalterliche» vor allem «in den Stammeskulturen, in den ‹vorrationalen› und ‹traditionalen› Gesellschaften» (S. 345) erleben kann, scheint er wichtige Aspekte des Problems zu übersehen: Eine solche irrationale Sicht der Welt verbreitet hemmungslos die westlich geprägte und überall im *global village* florierende Vergnügungsindustrie, die in immer aggressiverer Weise ihre Gestalten als potente «Ersatz-Heilige» preist und verkauft, und dasselbe tun (oft bezeichnenderweise in ähnlicher, marktbewußter Form) die Sekten. Dem gegenüber scheinen die «heutigen Positionen» der Kirchen, welche der Verfasser zu Recht nicht ausser Betracht lässt (S. 307–315), weniger bedeutend, zumal die der katholischen Kirche, wo auf Lokalebene die Praxis wie eh und je von den strengen Wünschen der Theologen erheblich abweicht.

Insgesamt betrachtet, ist dieses Buch ein auf einer breiten bibliographischen Grundlage (wie das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis, S. 395–443, bezeugt) und auf eigenen Forschungen basierender, anregender und trotz notgedrungener Knappeit zuverlässiger Führer durch die zweitausendjährige Geschichte der Heiligen- und Reliquienverehrung im Abendland.

Zürich

MICHELE CAMILLO FERRARI

*Patrick Bernold, Der schweizerische Episkopat und die Bedrohung der Demokratie 1919–1939. Die Stellungnahme der Bischöfe zum modernen Bundesstaat und ihre Auseinandersetzung mit Kommunismus, Sozialismus, Faschismus und Nationalsozialismus*, Bern/Berlin/Frankfurt a.M./New York/Paris/Wien, Peter Lang, 1995 (= Geist und Werk der Zeiten Nr. 84) 439 S.

Die Zwischenkriegszeit umfasst rund zwanzig Jahre und ist geprägt von gesellschaftlichen und politischen Erscheinungen, die aus dem Ersten Weltkrieg herrühren. Anfänglich erfolgte in Europa eine starke Verbreitung des demokratischen Gedankengutes; parallel dazu tauchte das Gespenst der kommunistischen Revolution auf. In weiten Teilen des Kontinents lösten hierauf diktatorische Regimes die demokratische Bewegung ab und führten – nicht unerwartet – in den Zweiten Weltkrieg. Diese Zeitspanne ist überreich an Auseinandersetzungen und Abwehrreaktionen.

Die vorliegende Zürcher Dissertation zeigt die Haltung des Schweizer Episkopates zu den grossen Herausforderungen der Zeit auf. Die Bischöfe verhielten sich in der Zwischenkriegszeit als ergänzende Partner der staatlichen Behörden. Diese Haltung äusserte sich in verschiedenen Bettagsmandaten, die der «vaterländischen Erziehung» galten und alles Revolutionäre verabscheuten. Dem Völkerbund gegenüber war der Episkopat gespalten. Während die Bischöfe von Chur, St. Gallen und Sitten Gegner der neuen Institution waren, profilierte sich der Freiburger Marius Besson als eigentlicher «Bischof des Völkerbunds». Georgius Schmid von Grüneck (Chur) wandte sich unmittelbar nach dem Kriegsende – unter dem Eindruck der kommunistischen Revolution in Russland und des Landesstreiks – scharf gegen den Sozialismus, was zu erheblichen Unruhen unter den katholischen Mitgliedern des Schweizerischen Eisenbahnerverbandes (SEV) führte. Rom mahnte darauf zu pastoraler Klugheit und Milde. In der Folge agierte der Episkopat vorsichtiger auf dem Felde der sozialen Frage.

Nuntius Filippo Bernardini versuchte ab 1935, die Bischöfe zu einer verstärkten Abwehr gegen den Kommunismus zu gewinnen. Diese nahmen in ihren Hirten schreiben dieses Anliegen ernst und wandten sich gegen Kommunismus und Sozialismus. Mochte diese undifferenzierte Beurteilung 1920 noch angebracht gewesen sein, seit dem Einschwenken der Sozialdemokratie auf den Boden der Landesverteidigung waren solche Pauschalurteilungen nicht mehr angebracht.

Mit dem Aufkommen des Faschismus 1922 entstand ein neues Kampffeld. Anfänglich stand der Vatikan der neuen Bewegung nicht unfreundlich gegenüber, da sie 1929 die «Römische Frage», d. h. den ungeregelten Verlust des Kirchenstaates von 1870, einer Lösung entgegenführte. In der Folge kam es jedoch zu Spannungen, die erst mit dem Fall des Regimes 1943 endeten. Kritischer gestaltete sich das Verhältnis zum nationalsozialistischen Deutschland. Die Differenzen traten beim Abschluss des Reichskordates 1933 etwas in den Hintergrund, nahmen in der Folge jedoch schnell zu und fanden im Rundschreiben Pius XI. «Mit brennender Sorge» einen

Höhepunkt. Behinderungen und Verfolgungen dauerten an, bis auch das «Tausendjährige Reich» Hitlers ein unrühmliches Ende fand. Die ablehnende Haltung des Schweizer Episkopates lässt sich im Bettagsmandat 1938 erkennen, wo der Rassenwahn, der übersteigerte Nationalismus und die Irrlehre der Staatsallgewalt angeprangert wurden. Eine keineswegs herausragende Rolle spielte der Episkopat in der Judenfrage. Ausser einer Publikation von Bischof Scheiwiler (St. Gallen) aus dem Jahre 1935 erschien kein Wort des Mitgefühls gegenüber den vom III. Reich bedrohten Juden und der Ablehnung gegenüber dem weiterum verbreiteten Antisemitismus.

Gesamthaft gesehen – so das Ergebnis dieser gut strukturierten und wohl-dokumentierten Arbeit – haben die Schweizer Bischöfe den Kommunismus und Sozialismus als Hauptfeinde für Kirche und Staat betrachtet. Aufgrund der 1929 abgeschlossenen Römerverträge bestanden auch in katholischen Kreisen anfänglich gewisse Sympathien zum Regime im südlichen Nachbarland, die dann allerdings rasch umschlugen. Unsere Bischöfe waren zu sehr im schweizerisch-demokratischen Bewusstsein verankert, als dass sie im Nationalsozialismus ein erstrebenswertes Ideal erblickt hätten. Einen schweizerischen «Fall Innitzer» hat es glücklicherweise nicht gegeben.

Meggen/Luzern

ALOIS STEINER

**AA. VV., Diocesi di Lugano e carità: dalla storia uno sguardo al futuro**, Lugano, Edizioni Caritas Ticino, 1993, pp. 387.

Questo libro, edito da Caritas Ticino per ricordare il cinquantesimo anniversario della sua fondazione, si compone di due parti. La prima, pp. 11–192, intitolata *Contributi per una storia dell'azione caritativa e assistenziale dei cattolici nel Canton Ticino*, raccoglie i saggi con cui quattro storici ticinesi tentano una prima ricostruzione dell'azione svolta in campo caritativo-assistenziale. Antonio Gili tratteggia nelle pagine iniziali un'interessante storia dell'assistenza ticinese dal medioevo sino all'inizio di questo secolo. Di notevole interesse è pure lo studio che Aldo Abächerli ha dedicato alle attività caritative svolte dai cattolici nei primi cinquant'anni di esistenza della diocesi di Lugano. Purtroppo però la ricca messe di dati presentata da Abächerli si ferma al 1931 e non consente un confronto con la realtà attuale. Antonio Lepori si sofferma invece sull'evoluzione avvenuta nel Ticino, nel corso di questo secolo, nel campo dell'assistenza e della legislazione sociale. Alberto Gandolla approfondisce infine più da vicino, a partire dall'anno di fondazione, il 1942, la storia del mezzo secolo di vita di Caritas Ticino.

La seconda parte del libro, pp. 196–387, raccoglie dapprima gli atti del Convegno svoltosi a Lugano il 21 novembre 1992 per ricordare appunto l'anniversario di Caritas e intitolato: *Diocesi di Lugano e carità: sguardo al*

*futuro. 100 anni di dottrina sociale della Chiesa e crisi del Welfare State, verso il 2000 alla ricerca di strade nuove per esprimere la Carità e la diaconia.* Qui troviamo interventi di: mons. Eugenio Corecco (*Diocesi di Lugano e carità: sguardo al futuro*), Pierpaolo Donati (*Carità e solidarietà nella società post-moderna: il punto di vista della dottrina sociale cristiana*); Renzo Respini (*Dottrina sociale: una risposta politica?*); Christian Marazzi (*Dottrina sociale e mercato*); Edoardo Bressan (*Dalla carità al Welfare State*); Giacomo Contri (*La società ha bisogno dei soci*). Chiude questa sezione il resoconto della tavola rotonda conclusiva del Convegno, dedicata a *I cattolici e la carità: ruolo e modelli d'intervento*. L'ultima sezione del volume, intitolata *Privato sociale e carità, modelli e esperienze*, riporta infine le testimonianze di Mimi Lepori Bonetti (*Il privato sociale come soggetto attivo*) e di Roby Noris (*Caritas Ticino verso il 2000: la transizione*).

Bellinzona

FABRIZIO PANZERA